C. Herloßsohn's

gesammelte Schriften.

Fünfzehnter Band.

Zeit- und Lebensbilder.

Dritter Band.

Neuigkeiten 1839.

Bechstein, Ludwig, Aus Heimath und Fremde. Erzählungen. 2 Bände. Velinpapier. eleg. geh.

— — Hallup der Schwimmer. Novelle. Velinpapier. eleg. geh.

Belani, H. E. R., Dom João VI. und sein Hof. Historisch-romantisches Gemälde aus der neueren Geschichte Portugals und Brasiliens. 2 Bände. Velinpapier. eleg. geh.

— — Die feindlichen Brüder. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Geschichte Portugals und Brasiliens. 2 Bände. Velinpapier. eleg. geh.

Herloßsohn, Carl, Eine Theaterliebschaft. Novelle. Velinpapier. eleg. geh.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Rache oder der Leinenweber von Segovia. Historischer Roman. 2 Bände. Velinpapier. eleg. geh.

Zeit- und Lebensbilder.

Novellen, Humoresken, Ironien

und

Reflexionen

von

C. Herloßsohn.

Dritter Band.

1839.
Leipzig, Verlag von August Taubert.

Der Förster

und

seine Kinder.

Der Frühling war diesmal länger ausgeblieben, und es kamen schon die ersten Tage des Mai, als erst der letzte Schnee schmolz und die Luft ihr sommerlich Gewand anlegte. Desto üppiger aber brach jetzt seine Gluth aus Knospen und Blüthen, desto rascher grünten die Fluren, desto zahlreicher kamen die Vögel und belebten die Waldung, und in den lauen Nächten sang bereits die Nachtigall ihre Sehnsucht nach der ersten Liebe. Es war, als hätte man den Nachtraum des Winters so eilig abgelegt, daß man gar nicht Zeit gewonnen, den Lenz durchzuleben, und wäre hineingesprungen in die ersten Wonnen der Sommerfreuden.

Der alte Förster Leupold lag hinter dem hellen, grün umbüschten Eckfenster seiner Waldhütte, krank, matt und dem Tode nahe, aber heiter und selig gestärkt durch die kräftige Seele, durch den

herzinnigen Glauben, und nur zuweilen gefoltert von Schmerzen, wenn ihm der Krankheitswurm am Lebensmarke nagte.

Ihn umgaben gute Menschen: Anna, seine achtzehnjährige Tochter, das Engelhaupt mit den gescheitelten Locken, den blauen Augen, hold und schlank von Gestalt, des Waldes frische, behende Tochter, vergleichbar einer zarten und doch stolz aufgeschossenen Blume. Der siebenjährige Knabe Jakob hatte seiner Mutter das Leben gekostet; seine Geburt war ihr Tod. — Unser Förster hatte erst in seinen spätern Jahren geheirathet; jetzt war er über die sechzig Jahre hinaus, und der Tod kam, ihn abzurufen nach manchen Mühseligkeiten seines Lebens, die — das konnte sich der Redliche immer gestehen — stets seinen Leib mehr, als seine Seele angegriffen hatten. Daß er nun scheiden sollte, bevor er seine Geliebten noch versorgt wußte, daß er die Schwachen gewissermaßen allein lassen sollte; dies schmerzte ihn wohl tief und zog manche Kummerfalte über die blasse Stirn. Die Thräne, welche ihm dann in's Auge trat, mußte er zurück-

drängen und innerlich ausweinen; denn leicht wollte er ja den Geliebten den baldigen Abschied machen, sie trösten, thun, als wären sie die Wanderer, die auf eine große Reise gehen und Lehre und Ermuthigung, Vertrauen und Liebe brauchen. Wohl hatte er sie auch auf eine Reise gesendet; auf die Lebensreise. — Er lief in den Hafen ein, die Kinder, welche im Lebensfrühling standen, mußten aber erst hinaus, auf das Weltmeer und da steuern viele Jahre lang, rastlos, emsig und oft mehr Stürme bestehen, als heitere Fahrten. — Es war aber noch Eins, was ihm den trüben Hinblick hellte, was ihm Hoffnung gab; er glaubte einen Steuermann gefunden zu haben für die Lebensfahrt seiner Lieben. Das war Heinrich, der wackere Jägerbursche, der dunkellockige, schöne, hochgewachsene Jüngling, mit einem Gemüthe, so treu wie die Taube, einer Redlichkeit, so fest wie ein Eichstamm. Heinrich war dem alten Förster vor drei Jahren als Gehülfe beigegeben worden. Der gnädige Graf hatte dies so angeordnet, ohne aber zu berücksichtigen, daß das karge Deputat, welches

für die Familie des Alten kaum zureichte, nun durch einen vierten Mitesser nur noch schmäler werden müsse. Die Försterei an sich war sehr unbedeutend; blos ein einziges Revier, zwar reich an Holzung, denn zwischen drei andern Herrschaften zog sich dieselbe fast eine Stunde lang hin, doch in einem schmalen, nur wenige Klaftern breiten Streife, der knapp an die Nachbarreviere stieß, aber eben darum arm an Wild, denn dies hatte seine Uebergänge blos am diesseitigen Reviere, und unter zehn Schüssen traf und erlegte da gewiß nur Einer auf herrschaftlichem hiesigen Boden. —

Der brave Heinrich hatte schon in den ersten Tagen nach seinem Eintritte gemerkt, wo es dem alten Förster nicht zureichte; er hatte den seligen Frieden und die Eintracht gesehen, welche hier Kinder und Vater umschlang, und ergänzte sich damit das mangelhafte Bild seiner Jugendtage: — er machte gleich vom Anfang her keinen Anspruch auf den monatlichen Lohn, welchen ihm der biedere Greis auszahlen sollte, und wenn ihm dieser dennoch etwas aufdrang, da beschenkte er davon den kleinen Jakob

und die achtzehnjährige Anna, aus deren blauen Augen ihm ja so deutlich lesbar die Engelseele entgegenstrahlte, deren Frömmigkeit und Tugend ihn gleich dergestalt hinriß, daß er fühlte, wie er ihr für ewig zu eigen bleiben müsse. — Heinrich hatte einige Hundert Thaler mitgebracht, die steckte er denn hier und dort in die kleine Wirthschaft, beschönigte damit manchen Kauf, verschaffte dem Alten manche Bequemlichkeit damit, versicherte, dies von Einem oder dem Andern seiner Bekannten eingetauscht zu haben, und wie tief auch der Alte oft voll seliger Rührung in die edle Brust des Jünglings sah, dieser stellte die Art seiner Aufopferungen doch immer so an, daß der Alte nie sagen konnte: „Heinrich! Du belügst mich, um mir Wohlthaten zu erweisen.“

Heinrich selbst hatte von seinen frühzeitig verstorbenen Eltern her ein Vermögen von zwanzig Tausend Thalern besessen. Zur Jägerei hatte ihn Neigung getrieben; das Geld aber borgte er seinem Stiefbruder, der Kaufmann und im Erbtheil viel sparsamer bedacht war, als er, der sich also ohne

Heinrichs Antheil nie hätte etabliren können. Mehrere Unfälle trafen den wackern, thätigen Mann gleich im Anbeginn seines Geschäftes; ein anderes Haus zog ihn mit sich in seinen Sturz und er fallirte schon nach einem Jahre. Ehrlich ging er indeß aus der Krisis heraus; er hatte fremdes Gut nicht daran gesetzt, aber das wohl, womit er mehr wagen zu dürfen glaubte: das Erbe seines Bruders. Er war, unterstützt von einem hamburger Freund, nach England gegangen, hatte dort ein kleines Geschäft begonnen und voll Zuversicht auf seine Thätigkeit, den Bruder auf die Zukunft vertröstet, und ihm dafür seine Redlichkeit und Liebe zu Bürgen gegeben. —

Darauf baute aber auch Heinrich fest, als auf einen Felsen, wie wir dies denn im Fortlaufe unserer Geschichte hören werden. —

So lag der alte Förster da, auf seinem reinlichen Sommerlager, halb angekleidet, wie dies seine Krankheit — ein Zehrfieber, gestattete, freundlich und sauber, ohne alle Lasten und Beschwerden, wie sie zumeist das Kranksein zu einem durchaus nicht freundlichen Bilde machen. Hätte man es den blas-

sen, eingefallenen Wangen nicht angesehen, in dem heiter umblickenden Auge, der vollen schönen Stimme hätte man die Nähe des Todes nicht herausgeahnet. Der schöne Greis mit den Silberlocken schien vielmehr nur wie ein Ermüdeter, der rasten wollte. Pochte auch das innere Verzehren mit seinem Minutenschlage an seine Lebensuhr, er verbarg sich das, wie den Seinigen; zu einer zwar feierlichen Handlung wollte er den Abschied von ihnen machen; aber die Trennung sollte keine bittere sein, kein verzweifelnder Schmerz sollte die schöne Aussicht nach dem jenseitigen Wiedersehen trüben; er wollte sein Leben verhallen lassen wie einen Glockenton, der ja wieder erklingt, wenn die ewige Hand die Auferstehungsglocke läutet, weil ja das Wiederkehren in der Menschenseele liegt, wie der Ton in der Glocke. —

Er wandte sich so sinnend auf die rechte Seite, wo durch das geöffnete Fenster die grüne Waldespracht hereinquoll und die Blüthendüfte hereinzogen und die wirren Vogelstimmen hereinschmetterten; zwischen der dichten Laube aber zeigte sich hin und

wieder die Bläue des Himmels sonnig angestrahlt. Und der Greis athmete mit Herz und Brust all' die wonnige Labung in sich, und sagte wehmüthig-entzückt: „Mein Gott! deine Welt ist doch schön — und du gibst mir so einen prachtvollen Lebensabend, für die letzten Blicke den schönsten Frühlingsschein."

Da beugte von der linken Seite her das blonde Köpfchen Anna's, die inzwischen leise, um den Vater, welchen sie schlafend meinte, nicht zu stören, hereingeschlichen war, sich über ihn, und die frommen, großen blauen Augen ruhten auf seinem Antlitz, und wehmüthig lächelnd lispelte sie aus den rosigen Lippen: „Du bist wieder bange, guter Vater! ach, laß nur die trüben Gedanken, die uns und Dir Gram machen. Es ist ja der Frühling wieder da, der Alles erweckt und Allem Gesundheit bringt; auch Du wirst ganz sicher genesen."

„Wer sagt Dir denn," antwortete der Vater lächelnd und mit Lust auf dem schönen Antlitz des Kindes verweilend — „daß ich trübe Gedanken hege, die mir Gram machen? Zu dem Gange, den

ich bestimmt gehe, bin ich bereitet; und hegte ich Gram, so wär' es nur der, Euch schon verlassen zu müssen, und dies ist dann nicht die Furcht vor dem Tode, vor dem Eintritt in ein anderes Land, nicht die Beklemmung des Abschiedes: es ist blos Schmerz der Liebe, und den fühlt ihr ja mit mir."

„Nein," rief Anna, und ihre hellen Thränen fielen auf die Wangen des Vaters, „Du wirst, Du darfst nicht sterben. Noch nicht! Jetzt noch nicht! Der Himmel kann nicht so grausam sein."

„Schilt mir nicht," fiel der Alte ein, „die ewige, weise Ordnung der Natur, die den Frühling verblühen läßt, um zu seiner neuen Erstehung den Saamen zu gestalten, schilt mir nicht die allgewaltig leitende Hand des großen Vaters. Und ist meine Lebensblume nicht schon abgeblüht, nicht meine Kraft schon so verzehrt, daß sie den Lebensgang nicht mehr zurück, wohl aber vorwärts thun kann, daß sie zur Ruhe gehen muß, die ihr Noth thut? — Und soll ich sie aufschieben die Trennungsstunde; was ist verbessert dadurch, wenn ich nun fünf, sechs Monden später gehen muß? Werd' ich da nicht

immer siecher und matter werden? Mit dem Verglimmen der Lebensflamme wird auch die Empfänglichkeit für die Wonne des Daseins ermatten; ich werde mich nicht mehr mit Euch freuen können, ich werde dem Lahmen gleichen, der sich unter eine Schaar froher Kinder mischt, welche sich durch Wettlaufen ergötzen. Wir fühlen uns am schmerzlichsten bewegt, wenn wir da zurückbleiben müssen, wo Alle Eines thun, besonders wo es heißt: genießen und sich freuen. Und Anna! wolltest Du denn mich im Herbste erst gehen sehen, wo die Hinfälligkeit der Natur an mein inneres Verwelken unfreundlich mahnt? Auch meine Phantasie wird dann matter sein, und ich werde mir keinen Frühling zaubern können in die gelben, blassen Lichter des Herbstes. Oder soll ich erst im Winter gehen, wo die Bäume nackt und kahl, der Himmel grau ist, die Krähen und Heher allein singen, wenn's draußen stürmt und schneit; ich in der engen, dunklen Stube, ohne äußeres beschäftigendes Bild, die Secunden zählen muß, nach welchen meine innere Uhr abläuft? — Das willst Du gewiß nicht; Du,

mein gutes frommes Herz. Du forderst Unmögliches, und weil Du dies nicht erringen kannst, weinest Du darüber wie ein liebes Kind. — Ich danke meinem Schöpfer, daß er mir vergönnt, jetzt zu scheiden, wo es so schön und freudig ist, wo ich aus der Erde Frühlingstraum in den himmlischen hineinspringe: denn noch bevor die Bäume ihre Blüthen abschütteln und noch so lang die Nachtigallen jubeln, werde ich gehen, und die Erde wird hinter mir bleiben, wie ein goldgewirkter Teppich, verdämmernd im Sonnenroth."

Anna weinte heftiger; sie war am Lager niedergekniet, der Vater hielt ihr die Hand unter das Kinn, und sah auf die geschlossenen Augenlieder, unter denen der Thränenquell reich hervorquoll. „Sieh, Anna," fuhr er tief bewegt fort — „wer ist's nun, der sich grämt? Bin ich's? Du beklemmst Deine Brust und machst mir selbst das Herz schwer; denn der Schmerz steckt an, er verdüstert seine Umgebung. — Sei nicht undankbar gegen den Himmel, indem Du Unmögliches, Unnatürliches forderst."

„Väterchen!" begann nun Anna mit noch stok-

kendem Athem und die nassen Augen von Zeit zu Zeit aufschlagend, — „ich war früher draußen im Walde, so ganz einsam an einer Stelle, wo die Eichen eine hohe Decke gewölbt haben, gleich einer Kirchenwölbung — da dachte ich an Dich und Deinen Abschied; ich fand mich da so recht aus innerster Seele gedrungen, zu beten, für Dich zu beten; ich kniete nieder und meine Seele wandte sich ganz empor zum himmlischen Vater. Ich fühlte mich so gestärkt, so beruhigt, ein Trost, wie ihn nur die Gewißheit Deiner Genesung bieten kann, kam über mich, und ich bat den Himmel, der sich mir heute mehr gnädig als sonst zu zeigen schien, um ein Zeichen, das er mir geben sollte, als Zeugen für die Gewährung meiner Bitte. Und — kaum, daß ich diesen Gedanken gedacht, so schmetterte eine Nachtigall ganz nahe bei mir vom Zweige, recht selig wie eine Engelstimme, und der Vogel flog nicht fort, als ich meine Blicke nach ihm richtete. Er sah mich frei mit den blitzenden Augen an, er schmetterte noch einmal und flog dann jubilirend durch den Wald. Da aber fühlte ich mich ganz

gekräftigt; denn ich wußte, Du würdest noch lange, recht lange leben."

„Um doch einmal zu sterben," fiel der Vater lächelnd ein — „Du böses, liebes, schwärmerisches Kind. Bestürme den Himmel nicht mit deinen Bitten, den guten Vater, der selbst giebt, nicht mit Wünschen Deines Herzens. Sieh' Anna! das ist Undank: — danken sollen wir wohl dem Herrn für jeden Athemzug des Daseins und für den ewigen Freudenborn, der uns quillt, aber nicht mahnen, wie einen irdischen Herrn, der seinen Dienern saumselig den Lohn auszahlt! Und wissen wir denn immer, was uns frommt? Du meinst also, es wäre gut, Gott dann und wann an seine Schuldigkeit oder auf einzelne Gunstbezeugungen, die wir verdient zu haben glauben, aufmerksam zu machen?! — Und wohin Dich Deine Schwärmerei noch verführt hat; eine singende Nachtigall hat dir ein Engel geschienen, und der Himmel heute mehr gnädig, als sonst. — Sieh, gutes Annchen," — fuhr er noch heitrer werdend, fort, — „das Erstere könnten Dir die Engel recht übel nehmen, wenn

sie nicht Engel wären, und durch das Letztere könntest Du den ordinairsten irdischen Machthaber selbst schon beleidigen, wenn Du ihm nämlich zutraust, daß sein wetterwendisch Gemüth Dir heute gewogener sei, als morgen oder übermorgen."

Die Art, wie der Vater dieses gesprochen, brachte selbst ein frommes Lächeln um den sanften Mund der Tochter, und als er weiter bat, sie möge die Spur ihrer Thränen vertilgen, damit, wenn Heinrich und der kleine Jakob wiederkämen, diese nicht betrübt würden. „Denn so ein Abend," schloß er, „wird uns immer zu einem betrübten, düstern; der alte Frohsinn will gar nicht mehr herrschen. Und den kleinen Umstand ausgenommen, daß ich jetzt liege, wo ich sonst saß, ist ja Alles bei'm Alten geblieben." — Da küßte Anna gehorchend des Vaters Hand, erhob sich, und setzte sich an das Fenster, an welchem ein etwas erhöhter Tritt befindlich war, zu ihrer Arbeit. — Plötzlich rief es ihr zur Seite von draußen: „Guck, Aennchen! Guck, Vater!" und der schelmische Lockenkopf Jakobs ward sichtbar, welcher außen am

Stakete hinaufgeklettert war. Er stellte einen Käfig auf das Fenstergesims und sagte: „Eine Nachtigall hab' ich Dir gefangen, Vater, — die muß Dir von nun an alle Morgen und Abende und besonders Nachts vorsingen, wenn Du nicht schlafen kannst. Heinrich hat mich das Aufstellen und Lokken gelehrt, und ich war gleich beim Erstenmale so glücklich."

„Fall' nicht herunter!" sagte Anna, und wischte mit der weißen Hand den Schweiß von der Stirne des Wildfangs. — „Komm herein, ich habe Dir Dein Abendbrot bereitet."

„Nein," antwortete Jakob, sich zum Herabklettern anschickend, — „ich habe Heinrich versprochen, ihm bis zur großen Fichte entgegen zu kommen; er hat über der rothen Platte einen Hirsch geschossen, den er noch heute einfahren will." Hiermit war der Junge auch schon hinabgesprungen und eilte singend durch den Wald.

Der Vogel flatterte noch scheu im Käfig und blickte unstet mit den schwarzen Augen umher.

„Sieh, Anna," sagte der Vater jetzt, recht

herzlich auflachend, — „das ist vielleicht Dein Prophet, der **Engel**, den Du gesehen hast — Du **Engelseherin**."

Anna lachte auch mit, dann aber fiel sie weinerlich-komisch ein: „Nun hast Du mir wieder einen neuen Namen aufgebracht — und wirst es den Andern sagen, die des Neckens kein Ende haben werden."

„Sei ruhig," tröstete der Alte, „weder Heinrich noch Jakob sollen etwas davon erfahren; denn die Quelle Deiner Schwärmerei war ja so fromm und edel, daß nur **ich** allein mir diesen Scherz erlauben darf."

— Anna stand jetzt auf, um das Abendbrot für die beiden Hausgenossen — Brüder, wie sie sie in Gegenwart des Vaters, nie aber in Heinrichs Beisein selbst nannte — zu bereiten. Als sie sich wieder an's Fenster setzte, war der Abend schon tiefer über die Waldpracht herniedergesunken, und des Alten Blicke verweilten jetzt mit Wonne auf dem holden Mädchen, welches da saß mit vorgebeugtem Haupte, schön und zart und doch mit

dem Ausdrucke jungfräulicher Kraft, angestrahlt von dem rosigen Dämmerleuchten des Waldes, umspielt von der leis' hereinschwirrenden Abendkühle, mit dem Ausdrucke von Unschuld und Frömmigkeit, Geist und Milde in dem idealen Antlitz, gekleidet in den himmelblauen Hausspencer, welcher die vollen, schwellenden Formen rund und knapp umschloß, und worüber die langen, geflochtenen Zöpfe, in welche das gescheitelte Haar auslief, wallten: — wie er die Holde so ansah, mußte er sich doch gestehen, daß das Mädchen schön, sehr schön sei. —

„Anna!" begann er endlich nach einer langen Pause.

„Ja, mein Vater!" antwortete sie, halb von der Arbeit aufblickend.

„Heinrich ist doch ein guter Mensch!" fuhr er fort.

„Gewiß mein Vater!" entgegnete sie wie vorher.

„Er liebt uns recht herzlich," meinte der Vater wieder.

„O von ganzer Seele!" fiel die Tochter wieder ein.

„Wir lieben ihn aber auch!?“

„Alle!“ —

„Ich liebe ihn wie meinen Sohn; liebst Du ihn nicht wie Deinen Bruder?“

„Er ist auch wahrhaftig, wie ein Bruder.“

„Nicht vielleicht mehr, Anna?“

„Wie meinst Du das, Väterchen?“

„Ich meine, ob Du ihn nicht noch anders liebst, als Deinen Bruder?“

Sie stockte eine Weile — dann sagte sie leise: „Anders? Nein, das gerade nicht. Aber ich liebe ihn recht —“ Sie endigte nicht.

„Er ist aber auch ein recht schöner, liebenswürdiger Mensch,“ fuhr der Vater wieder fort.

„O ja!“ —

„Er ist gewiß so hübsch wie Du; ich meine, er als Mann, so —“

„Aber, Vater! wie bist Du heut so muthwillig,“ unterbrach sie schamhaft — „nun, Ihr werdet mich heute Abend gewiß noch recht necken.“

„Sieh, Kind,“ — fuhr der Alte nach einer Weile wieder fort, — „ich dachte so bei mir:

Wenn ich nicht mehr bin, da braucht der Jakob doch noch einen Vater — und Bruder, und Vater zugleich kann ihm Niemand besser sein, als Heinrich; Jakob braucht aber auch eine Mutter, und Mutter und Schwester kann ihm Niemand besser sein, als Du. — Nun muß aber auch Vater und Mutter zugleich ein — Paar sein."

„Wie meinst Du das, Vater?" fragte sie schnell, und erhob das Haupt und blickte ihn groß an.

„Ich meine," redete er fort, — „ich und deine selige Mutter waren ein Paar, wir hatten uns unaussprechlich lieb, lieber als alle andere Menschen. — Könntest Du denn den Heinrich auch so lieb haben? —

Sie schwieg, das Herz pochte ihr ängstlich, die Wangen glühten ihr.

„Oder wäre es Dir gleichgültig," fuhr der Vater fort, „wenn ich stürbe und Heinrich zöge fort und nähme sich eine Andre zur Frau?" —

„Ach, mein Vater," rief hier Anna einfallend, und sprang wieder an sein Lager und kniete nieder und drückte seine Hand, an ihre wallende Brust

— „Du bist heut' so gut, so lieb und so lustig — mein liebes, liebes Väterchen."

„Ich bin so," — scherzte der Vater, „wie Dein Herrgott, den Du Dir früher gedacht; nur bin ich heute vielleicht — weniger krank wie gestern — und Dein Herrgott ist nicht krank, das vergiß nicht. — Auf Heinrich wieder zu kommen: — so liebt er Dich gewiß recht herzlich, recht aus seiner Seele, wie —"

Sie drückte ihre Lippen fest auf seinen Mund, er fühlte ihr Herzchen heftig schlagen an seiner Hand. —

„Ihr werdet Alle gewiß noch recht glücklich sein, — sehr glücklich; ihr seid gute, fromme Kinder — ihr dürft euch nicht trennen," sagte er gerührt.

Da bellte draußen der alte Nero und der jüngere Azor fiel ein, und „Heinrich kömmt!" rief Anna und sprang auf, ordnete noch einmal das Mahl am Tische, und hüpfte den Eintretenden entgegen.

Jetzt trat auch der schlanke Jüngling, seinen

Jakob an der Hand, herein, und ging mit einem freundlichen „guten Abend, lieber Vater!“ auf das Bette zu; Jakob aber zog ihn bei einem Arme an's Fenster, um ihm den Vogel zu zeigen; Anna hielt ihn bei der andern Hand, um ihn an den Tisch zu nöthigen. „Gleich! gleich!“ sagte der Jüngling lächelnd, und herzlich gestärkt durch die Zeichen solcher Liebe — reichte aber früher dem Vater die Hand, und fragte nach seinem Befinden. —

„Gut!“ antwortete der Greis — „ich fühle mich heute recht wohl und heiter.“

„Da wollen wir Andern denn auch recht heiter sein,“ sagte Heinrich, indem er, Jakob zuerst gewährend, den Vogel besah und lobte, dann auf Anna's wiederholte Einladung sich zu Tisch setzte und die Suppe ganz köstlich fand. — „Ich habe heute unsern Deputathirsch geschossen,“ fuhr er gegen den Alten fort, „es ist ein schönes Stück, das ich theuer zu verkaufen gedenke, als je eins früher.“

Unter heiterm Wechselgespräche verging der Abend. So innig erfreut Anna auch war, es ängstigte sie doch immer, wenn sie dachte, der Vater

könnte von Heinrichs Liebe zu sprechen anfangen, und das hätte ihr das Herz abgedrückt. Sie wollte auf ihre Kammer entfliehen, wenn der Vater in das Gespräch einginge; aber er schwieg davon gänzlich. —

Es war fünf Uhr früh. Aus den obern Zimmern tönte Anna's Morgenlied, von Jakobs Stimme begleitet. Die Kinder standen auf und kleideten sich an — in die grüne Waldpracht tönte ihr Feiergesang hinein, und tausend Vogelstimmen schmetterten im vollen Chore dazu. Heinrich stand schon völlig angekleidet und zu seinem Gange nach der Stadt gerüstet vor des Alten Lager.

„Peter," sagte er nach dem herzlichem Taggruße, „hat den Hirsch bereits aufgeladen, und ich will meinen Weg antreten. Mit dem Wild hoffe ich ein gutes Geschäft zu machen, auch werde ich nach Briefen fragen, vielleicht hat der Bruder geschrieben."

„Geh' mit Gott! mein Sohn," versetzte der Alte, — „was das Zweite aber betrifft, so hoffe

nicht zu viel. Des Kaufmanns Glück ist so beweglich wie Welle."

„Ihr vergeßt aber," fiel Heinrich ein, „daß mir der Bruder zuletzt geschrieben, wie er eben ein Unternehmen eingegangen, das gewiß glücklich ausschlagen werde, und dessen Ergebniß er mir bestimmt, ohne das Geld weiter zu verwenden und auf Glück zu bauen, zusenden würde.

„Er hat es versprochen," warf der Alte gelinde ein, aber vergiß nicht, daß der Kaufmann ewig ein Spieler ist, daß neuer Gewinn zu neuem Wagniß reizt; und dann die Entfernung, lieber Sohn!"

„Vater!" unterbrach Heinrich, ein wenig verletzt — „ich weiß nicht, warum Ihr so wenig Vertrauen setzt auf meinen Bruder, er ist wahrhaftig ein ehrlicher Mann. — Ihr baut doch sonst so viel auf Menschen und auf Redlichkeit."

— „Daß er ehrlich ist," sagte der Alte noch freundlicher, „daß glaub' ich auch bestimmt, weil Du es mir sagst. Nur warnen wollt' ich Dich, nicht auf trügerische Hoffnung zu bauen; je über-

raschender der der Verlust, um desto schmerzlicher enttäuscht er uns. Und glaube mir, Sohn, der ich das Leben geprüft, der ich die Welt durchwandert, und Tausende von Menschen in und aus ihrer Seele kennen gelernt habe, glaube mir, daß oft der beste Wille nicht kann, daß der Mensch schwach wird im Verhältniß, und daß es die schönsten Reize sind, die ihn meist verführen. Denke Dir: Dein Bruder gewinnt — mit dem Gewinne eröffnet sich ihm die Aussicht zu neuem Gewinne: wird er diesen fahren lassen? — Schwerlich — er wagt weiter — es schlägt ein und wächst so wie die Lawine. Er freut sich seines Glückes — der Kaufmann mit Leib und Seele kann nicht unthätig zurückbleiben, wenn neues Wageglück, neue schöne Aussicht lockt; seine Thätigkeit ist sein Sporn. — Aber die Lawine wird desto schwerer und reißender, je näher sie dem Thale zu rollt — ein Baumstamm, ein Fels tritt ihr jetzt in den Weg — und sie zertrümmert mit einem Male. Das hat die Erfahrung tausendfach gelehrt —

„Das thut mein Bruder nicht,“ — fiel Hein=

rich rasch und feurig ein, — wie ich ihn kenne, gewiß nicht! Er liebt mich — liebt mich so stark, wie ich ihn liebe; das kann, das wird er am Bruder nicht thun. Ich baue fest auf ihn."

„Zürne mir nicht, guter Sohn," — fiel der Alte wieder ein und milderte das Herbe, Untröstliche der Worte durch sanften Blick und Ton — „wenn ich Dir noch einmal rathe, nicht fest zu bauen. — Du wirst den größten Schmerz erst fühlen, wenn Du bereits und unwiderbringlich verloren hast. Jetzt warst Du noch immer reicher an guter Aussicht, als an schlimmer. Aber um Dein selbst willen, um der Liebe zu Deinem Bruder willen, baue nicht zu fest. Bist Du getäuscht — könnte sich leicht Deine Liebe in Haß gegen den Bruder wenden. Die Schaam — doch getäuscht zu sein — vor uns, würde auch noch ihr Bitteres, würde den Groll hineinmengen. — Ich meine es ja recht gut mit Dir, mein Heinrich! — Sieh! guter Sohn," — sagte er nach einer Weile und faßte den Jüngling an der Hand und sah ihm liebevoll in die treuherzigen Augen, — „Du hast meine

Anna recht lieb — guter Heinrich. Nicht wahr? Denn warum wärst Du denn hier in dieser Einöde geblieben, Du, den das Leben hinauslockt gewaltsam, und die Welt in ihre fröhlichen Kreise ruft? Des alten, guten Försters wegen gewiß nicht. Du liebst meine Anna — Ihr habt Euch Beide mir verrathen, ohne daß Ihr's wolltet — ohne daß Ihr selbst wußtet, was Ihr bestimmt fühlt. — Ich weiß, Heinrich, Du wirst meine Kinder nicht verlassen; denn lasse noch einige Tage kommen — und sie haben keinen Vater mehr.“ —

„Nein — nein,“ fiel der Jüngling rasch ein, und sein Auge schimmerte feucht.

„Tröste und täusche Dich und mich nicht;“ — fuhr der Vater fort — „sei wahrhaftig, wie ich es bin. Ich fühle mich. — Wenn Du dann meiner Anna Gatte, meines Jakobs Vater werden willst, und Deine Hoffnung hat Dich betrogen: sieh! da geht Dir ja ein doppeltes Glück unter. Mit der Liebe die Zuversicht! Jetzt hängt Dein Herz vielleicht nicht an dem schlimmen Gelde, aber dann — dann, wenn es das Glück Deiner Liebe schaf-

fen soll, und sein Verlust sie zertrümmert!? Wie dann, Heinrich? Wer fürchtet, wird durch den Verlust nicht ganz vernichtet, durch glücklichen Gewinn aber doppelt freudig überrascht. — Und wolltest Du auch darauf rechnen, daß der Graf an meiner Stelle Dich in der Försterei bestätigt — wird, was für uns vier genügsame Menschen kaum zureichte, für Euch zureichen, wenn Euch der Himmel mit Kindern segnet, noch zu geschweigen, daß Jakob, wie er allmählig heranwächst, immer mehr braucht, woran Du es ihm gewiß nicht fehlen lassen wirst? Laß dann nicht die herbe Armuth zu schnell Deinen Ehe- und Liebeshimmel trüben!"

„Vater," antwortete Heinrich nach einer Weile, durch das Gewichtige der Gründe in etwas verdüstert, und hatte die Augen niedergeschlagen — „glaubt Ihr, Vater, daß ich das nicht auch bedacht? — Laßt ihn kommen, diesen äußersten Fall, wenn es dem Schicksal Vergnügen macht, mich so zu prüfen. Ich habe zweihundert Thaler baar im Vermögen, diese lasse ich Anna zurück. Sie

miethet sich unten im Dorfe ein, oder die Gräfin, die eine gute Frau ist, gibt ihr eine Wohnung umsonst; Anna ist geschickt, sie arbeitet kunstreich — man lebt hier billig. Von zweihundert Thalern kann Anna und Jakob, der bis dahin immer noch Kind bleibt, zwei Jahre leben. — Ich ziehe hinaus in die Welt. Die Flöte spiele ich so ziemlich — Fleiß und Liebe werden mich begeistern — in zwei Jahren kann ich Etwas erworben haben. Oder ich gehe nach Rußland, nach Amerika! ich verdinge mich hier und dort. In zwei Jahren, glaubt mir Vater, läßt sich schon etwas erwerben — mit festen Willen, mit sicherer Kraft — und die fühle ich in mir. Denn ich will ja, Vater! Abtrotzen kann ich es dem Schicksal; das Glück bannen an mich; denn ich will ja — ich bin begeistert für meinen Plan; ich werde erwerben, in zwei Jahren gewiß so viel erwerben, daß ich eine Hütte, einen Herd und ein Feld kaufen kann, so viel, als uns Alle ernährt. Ich werde Landmann. Und meine Thätigkeit wird da nicht stille stehen, glaubt nicht, daß die Liebe mich nicht

noch höher begeistern wird. Glaubt das nicht, Vater! Ich will es ja. Und Anna — Anna ist Eure Tochter und ist Anna zugleich, das reine, edle, treue Herz; sie wird mir treu bleiben, bis ich wiederkehre — und zwei Jahre sind nur ein Gedankenflug; die Liebe, der Fleiß, die Aussicht, die Hoffnung — Alles, Alles wird sie verkürzen und beleben; glaubt mir das, Vater!"

Der Jüngling hatte bei den letzten Worten das Antlitz in die Höhe gehoben, sein Auge blickte begeistert, die Wangen waren geröthet, und Zuversicht und Freude drückte sich aus in dem Tone seiner Stimme.

„Darauf baue," rief der Greis jetzt freudig, und mit erhöhter Stimme, „darauf vertraue Du, mein geliebter, edler Sohn! Dieses wird Dich nicht täuschen und trügen; diesen Glauben, diese Kraft halte fest. Sie haben mit dem Zufalle nichts zu schaffen. Auf Dich selbst gründe Dein Glück! Nur das wollte ich hören, mein Heinrich, — um beruhigt zu sein. Ob nun Dein Bruder helfe oder nicht; Dein Segen ruht in Dir,

und mit ihm Dein Glück. Ich segne Dich! Ich danke dir, Vater im Himmel, daß du mir für meinen Lebensabend, für meine Sterbestunden, solche Wonnen bereitest."

Er schlang den Arm um den Hals des Jünglings und drückte ihn innig an sich. — „Ihr werdet noch Alle glücklich werden!" betete er und hob die Blicke zum blauen Himmel, der in azurner Morgenbracht durch die Zweige strahlte.

Da hüpfte Anna, Jakob an der Hand herein, angehaucht von der Morgenluft, wie eine Rose, Frieden und Wonne und die stille selige Liebe in Minen und Augen, und grüßte Vater und Geliebten.

Heinrich verbarg seine Rührung, er nahm Abschied und versprach des Abends, oder zum längsten am folgenden Morgen wieder zu kommen. Er ging.

Der Vater grüßte liebend seine Kinder.

Anna reichte dem Vater später seinen Trank, welchen der Arzt blos als Linderungsmittel zu gebrauchen, vorgeschrieben hatte. Denn aufgegeben

hatte er ohnehin die Hoffnung, den Kranken genesen zu sehen, und hatte es dem herzkräftigen Greise nicht zum Geheimniß gemacht. Er erzählte der Tochter sein Gespräch mit Heinrich und zauberte bald den Zug der Wehmuth, bald den Rosenhauch der Liebe auf die Wangen der Lieblichen. — Am Abende kam das Fieber wieder, der Greis lag bleich, mit Schweißperlen auf der Stirne und schwer athmend da; kein Klagelaut aber kam über seine Lippen. Die Tochter trat oft vor sein Lager, und neigte sich über ihn mit Milde und Liebe, und kämpfte die herausdrängenden Thränen zurück. —

Jakob war vor einer Weile hinausgehüpft, und kam jetzt leise und scheu herein. Er schmiegte sich an Anna, die am Fenster saß, und küßte ihr schmeichlerisch die Hand.

„Hast Du Dein Butterbrod schon aufgezehrt?" fragte die Schwester.

Der Knabe lächelte verlegen.

„Du hast es gewiß wieder dem Nero gegeben," schmählte Anna.

„Nein! nein!" sagte Jakob ganz leise und

kletterte auf den Stuhl neben die Schwester, schlang seinen Arm um ihren Hals, und küßte sie mehrmal und legte endlich seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte: „Bitte, bitte, Anna, gib mir ein anderes Brod — meinetwegen trocken,“ und er străuchelte ihr die Wangen wieder.

„Gern,“ sagte sie lächelnd, „wenn Du mir sagst, wo Du das erste hingethan.“

„Es kam,“ begann der Knabe eben so leise und geheimnißvoll, „der arme Wilhelm, der weder Vater noch Mutter hat; bis jetzt war er bei Schneiders, die haben aber heut' das achte Kind bekommen, und sagten ihm, er sollte nun irgendwo anders hingehen und bitten, daß man ihn aufnehme. Er war den ganzen Nachmittag am Kirchhof, auf seiner Mutter Grab; jetzt kam er zu mir herauf, und weil ihn hungerte — ach Schwesterchen,“ unterbrach er sich wieder — „sei nicht böse, bitte.“

„Darf ich Euer Geheimniß wissen?“ fragte jetzt der Vater, der sich inzwischen erholt, und die versteckte Verhandlung seiner Kinder mit angesehen hatte.

„Der arme Wilhelm," berichtete Anna, „ist draußen. Du wirst Dich des Tagelöhners noch erinnern, der vor zwei Jahren in der Lehmgrube verschüttet wurde. Sein Weib wurde darüber tödtlich krank und starb ein Jahr darauf. Jetzt hat der Schneider ein achtes Kind in's Haus bekommen und da mochte ihm der arme Wilhelm zu viel werden. Er hat ihn angewiesen, sich einen andern Pflegevater zu suchen. — Jakob hat ihm sein Abendbrod geschenkt — und nicht wahr, Vater! dafür hat er zwei verdient?"

„Nur Eins," belehrte der Vater, „er könnte sonst immer ein Brod verschenken, um dafür zwei zu bekommen. So leicht macht es uns aber das Leben nicht."

Der Knabe hüpfte jetzt zum Bette des Vaters, und küßte ihm dankbar die Hand.

„Was wird Wilhelm aber jetzt anfangen?" fragte der Vater, zu Jakob gewendet, während Anna ihm das Brod bereitete.

Der Knabe zuckte die Achseln und sagte dann: „Ach, er hat weder einen Vater, noch eine Anna,

noch einen Heinrich! Er ist ganz arm — sehr arm. Er wird wohl im Walde schlafen müssen und — sterben.“ Dabei rannen dem Jakob die Thränen still und reich über die Wangen herunter.

„Und will ihn Niemand aufnehmen?“ fragte der Vater weiter.

„Er war in einigen Häusern,“ erzählte Jakob weiter, „da bedauerten sie ihn, aber wiesen ihn weiter, und sagten, wenn er einen Ort gefunden, wollten sie ihm gern alle Monat etwas beitragen. Dann ging er auf den Kirchhof, und saß auf dem Grabe der Mutter, und hat da wohl hundert Mal das Vater Unser gebetet.“

Der Alte schwieg und schien bei sich nachzudenken.

Jakob, dessen Thränen noch immer rannen, schmiegte sich nun näher an ihn, streichelte seine Hand und begann endlich in abgebrochenen Sätzen: „Väterchen! Du sagtest schon mehrmals, daß Du bald sterben wolltest, und da haben wir Dich nicht mehr, und sind um Einen weniger. Statt Dei-

ner könnte nun Wilhelm hier essen, — ich — —"
die Stimme versagte ihm.

„Ei, Du böser Junge," fiel nun der Vater lächelnd über das unbefangene Geständniß des Kindes ein, „willst Du mich denn gern todt haben, um meinen Platz zu ersetzen? Warte —"

„Nein! nein!" unterbrach schluchzend und in dem verdoppelten Schmerze, mißverstanden zu sein, Jakob, „ach! nein, mein Väterchen — ich will — ich bekomme so viel — ich will mit ihm theilen —" er drückte das Haupt in die Kissen.

„Du bist ein guter Junge!" sagte der Vater jetzt tief gerührt, und streichelte des Sohnes Lockenkopf; „sage dem Wilhelm, er könnte bei uns bleiben, wenn er fromm und gehorsam bleibt; bringe ihn herein. Du mußt aber auch Heinrich darum bitten, daß er's erlaube; denn Heinrich wird nun bald, statt meiner, Dein Vater werden!"

„Also darf er kommen?!" rief nun Jakob, und wischte sich mit beiden Händen die Thränen aus den Augen und flog hinaus. Er trat mit dem blassen, hübschen sechsjährigen Wilhelm herein.

Man kündigte diesem an, daß man ihn behalten wolle, wenn er fromm und gehorsam bleibe; und der Knabe küßte dankbar des Greises Hand. —

Dann setzte er sich schweigend auf die Ofenbank. Der Ernst, welcher auf den Zügen des Knaben ruhte, gab kund, daß er die ganze Größe seines Elends, seines Verlassenseins begreife und ermesse. Er weinte nicht mehr — der bittere Schmerz schien ihm die Thränen vertrocknet zu haben, und doch war in den Zügen Milde und Guthmüthigkeit; aber das Antlitz hatte fast den festen bestimmten Ausdruck eines durch harte Schicksale geprüften Mannes. —

Jakob hatte in der Freude über das Ereigniß vergessen, sein Brod zu essen; er ließ es unangerührt auf dem Tische liegen. Dafür nahm er aber bald sein Buch, und versprach Wilhelm die Buchstaben zu lehren, bald wollte er ihm Netze flechten lehren — bald theilte er ihm sein, meist von Heinrich zum Geschenke erhaltenes Spielzeug, mit. — Eine selige Wonne erfüllte sichtbar seine Brust. Das Edle, Wahre, Reine liegt schon in

der Kinderseele des Menschen, und die Zeit macht den goldenen Saamen gedeihen, oder — das Unkraut erstickt ihn später.

Auch in Annas's Antlitz schwamm das selige Gefühl der guten That, des Lieblingstriebes ihrer reinen Seele. —

Der Vater wandte sich auf die Seite, und blickte hinaus in das Laubgrün und betete: „Vater, ich danke Dir für meine Kinder! Du hast mich reich gemacht in ihnen. Jetzt in meinen letzten Stunden hast Du mir die Seligkeit gewährt! in ihre Seelen hinabblicken zu können, und Deine Gnade hat gewaltet. In der Beschäftigung des Tagwerkslebens entgingen mir die reinen Züge, und so hat Deine Gnade für alle Stunden und Orte des Lebens einen lichten Augenblick den Menschen gegeben; dem Mittag sein Licht, dem Abend seinen Purpur, der Nacht ihre Sterne! Dein Name sei gelobt!" Er endigte — das Auge schwamm ihm in Thränen. — Die Nachtigall im Fenster aber begann ihre schmelzenden Melodien in die Walddämmerung hinaus zu schmettern, so

seelenvoll und schmachtend, daß in der Hütte Alles mit angehaltenem Odem lauschte.

— Als es stärker dunkelte, sagte Anna: „Ich werde das Gehöfte schließen; denn heute kommt Heinrich doch nicht mehr.“

„Wohl nicht,“ antwortete der Vater, „aber morgen frühzeitig.“ —

Als Anna sich später in ihr Bettchen legte, und gebetet hatte, — lispelte sie noch einmal leis' und scheu: „Gute Nacht, mein Heinrich! gute Nacht!“ Und der Mond zitterte durch die schwanken Zweige herein, und brachte ihr Heinrich's Liebesgruß, und goß ihr Ruhe und Schlummer auf die süßen Augenlieder, und verklärte mit seinem Gold das schönste Antlitz.

Heinrich kam erst gegen Mittag zurück. Er warf die schwere Jagdtasche auf den Tisch neben sich, und setzte sich, nachdem er Alle freundlich begrüßt, ermüdet nieder. Anna trug ihm das Frühstück auf, und Jakob stellte ihm den neu acquirirten Hausgenossen vor, indem er zugleich förmlich

um die Bestimmung zum Bleiben bat. Heinrich strich sich den Schweiß von der Stirne, er war abgemüht vom raschen Gange — und lächelte sonderbar vor sich hin, that auf des Alten Fragen auch sehr zerstreut.

„Hast Du mir etwas mitgebracht?“ flüsterte ihm Jakob in's Ohr. — Heinrich bejahte und antwortete zugleich auf des Vaters Frage, wie er den Hirsch verkauft, mit: „sehr gut, sehr gut!“

„Anna,“ — fuhr er, die frische, labende Milch hinuntergießend, fort — „bitte, nimm das aus der Waidtasche.“

Sie folgte und packte zuerst eine Geldrolle heraus. „Zehn, funfzehn, ein und zwanzig zählte sie und ließ das Geld auf den Tisch rollen.

„Es sind noch einige andere Sache darin,“ sagte Heinrich wieder, vor sich hin lächelnd.

Der Alte dachte vor sich, als er das befremdende Wesen des Jünglings gewahrte: Der hat entweder keinen, oder einen betrübenden Brief bekommen, und das macht ihn verlegen vor uns; wir wollen ihn darum lieber nicht fragen.

„Ach!, rief Anna freudig erstaunt, und klatschte die Händchen zusammen, als sie das erste Papier geöffnet, und ein schönes, seidenes Festtagskleid und einen neuen sammetenen Spencer darin gefunden hatte.

Jakob hüpfte schnell herbei, und lauschte, während die Schwester ihre Herrlichkeiten ausbreitete, ob auch nicht für ihn aus der gabenreichen Tasche ein Geschenk herauskäme.

„Heinrich! Heinrich!" sagte der alte Vater halb drohend, halb freundlich lächelnd, — und — „aber Heinrich!" fiel Anna ein, mit Freude gerötheten Wangen.

„Es ist morgen Dein Geburtstag, Anna," sagte Heinrich schlau lächelnd, glaubst Du, daß ich das vergessen habe? — Doch sieh zu, es muß noch Einiges darin stecken."

Anna langte rasch hinein. Es war etwas Schweres in einem Papiere. — Sie entfaltete es, und ein gebrochenes abermaliges „Ach!" entfuhr ihren Lippen, und die Wangen erblaßten ihr im freudigen Schrecken.

Ein goldenes Halsband und gleiche Armbänder schimmerten ihr mit blendendem Glanze entgegen, sie hielt si e abwechselnd und die Hand wieder vor die Augen, sie hüpfte zum Bette des Vaters und wieder zu Heinrich, der sich in innerlicher Wonne an ihrer Freude ergötzte, und es waren nur einzelne Töne und Ausrufe, die den Lippen der Ueberraschten, Staunenden entschlüpften. —

„Aber das viele Geld — Heinrich woher?" sagte der Vater, und fixirte, selbst sein Erstaunen nicht zu ermäßigen vermögend, den Sohn, welcher sein Lachen nur mühsam unterdrückte.

Inzwischen hatte auch Jakob die Tasche durchwühlt, und gleichfalls ein Kleid und verschiedenes Spielzeug darin gefunden. Seine Freude war lauter, als die Annas, er sprang jauchzend in der Stube auf und ab, und theilte das Spielzeug sogleich brüderlich mit Wilhelm. —

„Nun ist aber noch etwas darin," sagte Heinrich jetzt fest, „und — das muß Anna herausnehmen."

Die Geschäftige hielt bereits auf dem linken

Arme die Kleider, sie drückte jetzt den kostbaren Schmuck an die Brust, ihn so fester zu halten, und brachte aus der Tasche eine neue dicke Brieftasche heraus. Um sie zu öffnen, brauchte sie den Mund dazu, Heinrich erhob sich lauschend, und — „Ach! ach! ach! — mein Gott!" stotterte Anna, als eine Banknote nach der andern herausfiel: es waren ihrer zwanzig, eine jede von 500 Thalern.

Sie breitete nun den ganzen Schatz auf das Bett vor dem Vater aus, der sich sprachlos erhob und das viele Geld anstaunte. — Jakob kehrte nach einem flüchtigen Blick darauf zu Wilhelm und seinem Spielzeug zurück.

„Vater!" sagte jetzt Heinrich, und faßte des Alten Hand; „mein Bruder hat Wort gehalten. Zehntausend Thaler hat er mir geschickt, die Anderen zehn folgen bald darnach. — Jetzt müßt Ihr ihm das Unrecht abbitten, das ihm Euer Mißtrauen gethan, und jetzt sollt ich Euch ausschmählen, weil mein Glaube gesiegt hat."

„Der Zufall hat gesiegt und das Glück, mein

lieber Sohn!" — sagte der Vater mit leuchtenden Blicken, „ich theile Deine Freude aus innerster Seele, weil ich Dir ja das Glück gönne, mehr als mir. Und Deinem Bruder — ja! dem sei feierlich das Mißtrauen, das ich hegte, abgebeten."

Heinrich sank an des Alten Brust; Anna knieete neben den Bette; sie hatte noch immer die Sprache nicht gefunden.

„Aufrichtig gestanden," sagte jetzt Heinrich, „ich ging mit wenig Vertrauen hinein; ich war selbst schon für den gänzlichen Unglücksfall getröstet und noch dann, als mich der Kaufmann Reichard, in dessen Comptoir ich nach einem Briefe vom Bruder fragte, hinauf in sein Cabinet bescheiden ließ, glaubte und hoffte ich nichts anderes, als ein vertröstendes, oder wieder zertrümmertes Glück bringendes Schreiben zu finden. Ich hätte bei Gott! dies auch mit gleichgestimmter Seele ertragen; dazu hat mich Eure Lehre von gestern erhoben. Aber, Vater, wie groß war meine Freude! Ach wie selig war die Freude! Die schöne Louise, die Tochter

des Banquiers, welche zufällig eintrat, als ich die Quittung schrieb, gratulirte mir recht freundlich dazu; das, meine ich, haben ihre freundlichen Blicke sagen wollen; denn von dem, was sie sagte, habe ich kein Wort verstanden. Ich küßte ihr die Hand, statt aller Antwort; das hatte sie nicht erwartet, denn sie zog sie verlegen zurück; ich aber stürmte fort, und —"

„Und," fuhr der Jüngling in freudiger Hast zu erzählen fort, „holte schnell Anna's Kleider vom Schneider, wo ich sie schon früher bestellt, nach einem Muster, das ich Annen gestohlen. Wie ich an einem Goldschmidsladen vorbei ging, fuhr mir der kluge Gedanke durch den Sinn: Derlei Sachen sind so gut, wie baares Geld, und also keine Verschwendung, und Anna ist das schönste, lieblichste Mädchen auf der Welt, folglich ist's billig, daß sie auch das Schönste besitze! — So kaufte ich den Schmuck; und Bruder Jakob habe ich auch nicht vergessen. Den Hirsch aber, Väterchen, den habe ich diesmal gewiß zu wohlfeil verkauft: Ver=

gieb mir's: ich hatte den Kopf zu voll von andern Dingen." —

„Aber, Heinrich!" — begann nun Anna, und blickte noch immer in ihrer knieenden Stellung zu dem Jüngling lächelnd auf, wie das junge Morgenroth, — wodurch hab' ich denn Alles das verdient?

„Mehr! mehr!" rief der entzückte Jüngling, „und wodurch hab' ich denn dich —"

— Er stockte verlegen. „Der arme Heinrich!" sprach nun der Vater, „liebte die arme Anna; — hat der reiche nun denselben Wunsch?"

„Vater!" sagte Heinrich verletzt, und sein Blick dunkelte sich. —

„Guter! ich wollte Dich nicht verletzen," beschwichtigte der Alte. —

„Jetzt brauch' ich," sagte Heinrich, schnell begütigt durch des Alten treuherzigen Blick und Anna's schwimmende Augen, „weder mit der Flöte durch die Welt, noch nach Amerika, noch sonst wohin zu gehen. Ihr haltet nun auch Euer Wort, Vater! und von den zwei Jahren Harrens und

Mühsals ist gewiß weiter nicht die Rede mehr. — Wir kaufen das neue Herrengut, das der Graf losschlagen will, und sind selbst eine Herrschaft."

Der Vater hatte die Hände gefaltet; er bewegte seine Lippen; er betete. — Die Kinder thaten desgleichen, — Heinrich war neben Anna niedergekniet.

„So segne ich Euch denn, in unsers guten Gottes Namen," rief der Alte begeistert und feierlich, „lebt glücklich in seiner Liebe und seiner Furcht. Wie ich ihm danke, daß er über meinem Abend den Morgenstern Eures Glückes hat aufgehen lassen, so danket ihm und betet, daß er Euch dereinst auch ein solches Ende schenken möge. — Ich aber werde scheiden, glücklich und freudig. Klaget nicht! Denkt, der Leidende würde nur Euren seligen Liebeshimmel stören durch seine Leiden, er würde doppelt leiden, wenn er nicht mitfühlen könnte, doppelt durch das Bewußtsein, sich und Euch ein Leidender zu sein. Ich habe zwei Bitten; die eine: Weint nicht und klagt dem Himmel nicht, der Alles wohlgethan; die andere: Gedenket meiner

ohne Schmerzen. Sendet mir freundliche Grüße nach in das Jenseits, und weil es ein schönes, erhabenes Gefühl ist, im Angedenken guter Menschen zu leben, so erzählt Euren Kindern und Enkeln von mir und von meiner Liebe zu Euch. Amen."

Alle waren in der wehmuthseligen Gewalt des Augenblicks in Thränen zerflossen; auch die beiden Knaben kamen, und knieten am andern Ende des Bettes nieder. —

„Nun aber singt mir das hohe, stärkende Lied," rief er, „das ich am liebsten sang in Freuden wie in Schmerzen."

Und er stimmte an:

„Großer Gott, wir loben dich,
Herr, wir preisen deine Güte —"

und Anna und Heinrich und die Knaben fielen ein in den Feiergesang: „Großer Gott, wir loben dich," daß ein Choral hinausklang in die Waldpracht, und tausend Vogelstimmen dazwischen schmetterten und die Sonnenglut hereinbrach durch das Fenster, die schöne selige Gruppe verklärend.

Wie das Lied ausgesungen war, neigte der Va=

ter sein Haupt, und entschlief sanft lächelnd; aber es war noch nicht der Tod, der ihn beschattete, es war ein leiser Schlummer, der seinen Oden auf ihn goß, und den in Wonne Ermatteten umschlang.

Jakob stand am Bette des Vaters. „Wenn ich todt bin," lehrte dieser, „so gehorche Heinrich, wie mir, liebe ihn und die Schwester von ganzem Herzen; sei fromm und gut, und wenn Du etwas unternimmst, so nimm Dir Heinrich's Handlungen zum Beispiel."

„Aber, Vater!" warf der Knabe ein, „wie wirst Du es denn wissen, ob ich fromm oder böse gewesen bin, und wie kann ich es Dir sagen?" —

„Komm an mein Grab," fuhr der Vater fort; „was Du immer gethan hast, erzähle es mir. Wohl werde ich nicht zu Dir sprechen können; aber ich werde Dich auch unsichtbar umschweben. Und Dein Herz wird Dir sagen, wenn Du etwas Böses begangen hast; freuen wirst Du Dich aber und recht herzlich meiner gedenken, wenn Du nichts

Böses gethan hast. Hüte Dich vor der Lüge: hast Du sie aber einmal begangen, so bereue sie an meinem Grabe, und versprich, nie wieder in diesen Fehler zu verfallen."

Da trat Anna an Heinrich's Hand herein, selige Liebe in den Blicken. Sie hatten sich zum erstenmale in den heiligen Hallen des Walddomes an der Brust gelegen, und das ewige Wort der Liebe gesprochen. —

„Heinrich!" rief Jakob, und hüpfte ihm entgegen, „der Vater hat gesagt, ich sollte so gut werden, wie Du, und mir Dich zum Muster nehmen."

Heinrich lächelte und sagte: „Es gehört gar so wenig dazu, gut zu sein, daß ich nicht begreifen kann, wie sich die Leute so mit dem Bösen abmühen können."

Anna setzte sich an's Fenster zu ihrer Arbeit, und der Vater gab dem Jakob einen Wink, worauf dieser die Hütte verließ. Bald wurde er draußen vor dem Fenster sichtbar, wohin er geklettert war, und hatte Annen, ehe sich's diese versah,

einen Kranz frischer Veilchen in die blonden Locken gedrückt.

Diese senkte erröthend die Blicke und trat mit Heinrich vor das Bett. „So segne ich denn die Braut und den Bräutigam!" sagte der Vater; nicht den traurigen, leichten duftenden Rosmarin will ich Dir in die Locken flechten lassen; denn die junge Liebe darf nicht an den Tod erinnert werden. Die ersten Frühlingsblumen aber sind so treu und schön, wie Euer Glück. Möge es ewig ein Frühling sein. — —"

Des Nachmittags kam das Fieber mit erneuerter Heftigkeit. Der edle Greis verbarg die starken Brustschmerzen, die er fühlte, durch ein Lächeln. Die Kinder umstanden alle betrübt sein Lager. Später phantasirte er; verneinte aber mit dem Haupte schüttelnd, als ihn die Geliebten fragten, ob sein Zustand schlimmer geworden sei. Er lag eine lange Zeit ruhig und abgespannt; endlich reichte er einem Jeden die kalte Hand und sagte: „Lebt wohl!" Dies war sein letztes Wort; der Hauch des Todes lag schon schneeblaß auf seinen

Zügen. Er lächelte, aber selig; — wie jetzt das Abendroth durch die Zweige hereinstrahlte und die Gruppe seiner Kinder verklärte und des Zimmers Decke mit goldenen Flammen beleuchtete, da neigte er das Haupt und sein Auge dunkelte. — Jetzt schmetterte die Nachtigall im Käfig laut und melodisch auf und ihr letzter Ton, den sie anhielt, war wie einer gewaltigen Sehnsucht Hauch. — Der Alte erhob hierbei noch einmal das Haupt, das Auge öffnete sich, er winkte mit der Hand in letzter Anstrengung gegen das Fenster, die Lippen zuckten, aber tonlos, es war, als hätte er das Wort, „frei!" aussprechen wollen. Keiner verstand ihn; er wiederholte seine Anstrengung: da glaubte der kleine Wilhelm, der ebenfalls weinend am Bette stand, den Wink zu errathen: er sprang ans Fenster, öffnete den Käfig und ließ den Vogel frei hinaus fliegen. Laut schmetternd flatterte dieser in die grüne Freiheit, und selig lächelnd über das Willfahren seines Wunsches, schloß der Greis die Augen und athmete zum letzten Male. — Die freie

Seele schwang sich empor mit der Melodie des Nachtigallenklanges. —

Um das Bett standen die Kinder, und hemmten ihre Thränen nicht; — sie reichten sich über der Leiche die Hände und schwuren: zu leben, wie ~~der~~ der Geschiedene, damit sie auch dereinst eines solchen sanften Todes sterben möchten. —

Vom Hochzeitsmahle, welches sie in der Waldhütte hielten, ging das neue Paar, Frohsinn und Seligkeit in den schönen Zügen, mit dem kleinen Wilhelm nach ihrer neuen Besitzung. Jakob war vorausgeeilt. — Ihr Weg führte sie über den Kirchhof. An des Vaters grünem Hügel kniete Jakob, mit dem Rücken gegen die Kommenden gewendet. Sie nahten sich leise, und belauschten sein lautes Gespräch. „Lieber Vater,“ betete der Kleine, „ich habe heut Morgen und so auch Mittags gebetet, ich war folgsam und still, Heinrich und Anna lobten mich; ich habe nicht gelogen; mein Herz klopft nicht vor Angst und ich liebe Dich, mein guter Vater, so herzlich, wie ich Dich liebte, da Du

noch lebtest. Gute Nacht, Väterchen." — Die Lauschenden traten nun näher, und umschlangen sich zur seligen Gruppe und stimmten betend ein in Jakobs: gute Nacht! — Anna nahm den Veilchenkranz vom Haupte und legte ihn auf das Grab. — „Hier mögen diese Blumen verblühen," sagte sie; „Du aber wirst auferstehen."

Sie gingen in heiliger Wehmuth nach ihrem Hause. —

Der angenommene Wilhelm folgte später dem Drange seiner Sehnsucht in die Welt hinaus; er ward Kaufmann und von Heinrichs Stiefbruder zum Schwiegersohn erwählt. Mit dem Gelde hatte jener treulich Wort gehalten. Jakob ward ein tüchtiger Forstmann, und lebte glücklich. In Heinrich's und Anna's Kinder verjüngte sich ihre Seligkeit. Sie leben noch jetzt in männlicher Schönheit.

Fatime.

Serbische Novelle.

Ich blickte hinüber nach Semlin. Die Thürme lagen im Abendroth und ihre Glocken läuteten die Vesper. Dann bog ich um das Haus meines Vaters, das nahe an der Mauer von Belgrad stand und ging gegen den Platz, wo der Brunnen liegt. Er ist aus Sandstein gehauen und vier alte Linden stehen an seinen Ecken. Das krystallhelle Wasser fließt aus einer Muschel, die ebenfalls aus Stein geformt ist. Ich streifte die Lindenblätter zurück, die der Baum herabgeschüttelt hatte, und füllte meinen Krug. Da traf mein Blick die Straßenecke links — der rothe Turban, der buntgestickte Kaftan schimmerte hervor, und — ja sie war es! Je näher sie dem Brunnen kam, desto langsamer ging sie. Ich trat ihr entgegen — faßte nach ihrem blanken Kupferkruge und füllte

ihn bis an den Rand, goß aber in der Zerstreuung das Wasser fünfmal aus, um eben so oft wieder zu füllen. Sie hatte die langen dunkeln Wimpern gesenkt. Während ich ihr in das wunderschöne klare Antlitz starrte, reichte ich ihr den Krug, hielt ihn aber fest — und sie machte auch nicht Miene, zu gehen. „Wirst Du mir heute noch nicht Deinen Namen sagen?" begann ich leise. — „Sieh! ich habe Dich die vier Tage, die wir uns hier treffen, so viel gefragt und Du hast mir noch keinen Laut geantwortet." — „Fatime!" lispelte sie nach einer Weile und ihre Wangen errötheten, wie der Morgenhimmel. „Fatime!" rief ich freudig nach, „meine schöne Fatime!" Sie schlug die großen schwarzen Augen auf, und nun senkte ich die meinen; denn ich vermochte den himmlischen Blick nicht zu tragen. „Meine Mutter ist die Witwe Jaffa," fuhr sie fort. — „Fatime!" wiederholte ich noch wie trunken, „wie bist Du schön, wie liebe ich Dich!" — — „Ich bin erst dreizehn Jahre," erwiederte sie, als wollte sie das Gespräch oder meine Zumuthung hier abwenden. „O

wärst Du meine Geliebte," seufzte ich auf, „eine Christin!" — In diesem Augenblicke näherten sich mehrere Mädchen sprechend und lachend dem Brunnen. — Da blickte sie mich noch einmal an und sagte: „Jetzt muß ich gehen, die Mutter wird meiner harren." — „Ich sehe Dich morgen wieder?" flehte ich. Sie winkte abgehend mit dem Haupte. „So leb wohl!" rief ich ihr nach und schritt auch gegen meine Wohnung. Auf dem freien Platze, wo man gegen Semlin auf die Donau sieht, blieb ich stehen. Der Abend war sehr schön. Die Sonne — unsere frommen Kinder nennen sie das Auge Gottes — war schon hinter den Bergen von Illyrien und Czernagora untergegangen und rothe Wolken brannten hinter ihr, wie ihre Flügel, mit denen sie den Himmel durchmißt. Die Donau glänzte in einer Rosenfarbe, Semlins Thürme standen in Nebeln — unter mir die Halbinsel, welche die Sau und Donau bilden, im grünen Schmucke des Sommers und weiter hinten offen der Himmel, wie ein glückliches Land! — „Fatime!" lispelte ich, indem meine Blicke um-

herschwärmten — „Fatime!" als unter mir schneeweiße Tauben ihre Kreise zogen. — Ich lachte der ganzen Erde so frohwehmüthig entgegen und mein Herz schlug immer „Fatime." Ich wußte nicht, warum mir so weich und doch so bange zu Muthe war. — Endlich ging ich in das Haus, besorgt, mein längeres Ausbleiben dürfte dem Vater auffallen. Er pflegte nämlich jeden Abend, bevor er schlafen ging, noch Wasser zu trinken, und ich, als gehorsamer Sohn, ließ mir das Recht nicht nehmen, es ihm jedesmal vom Brunnen zu holen.

Er dankte mir auch jetzt für meine Aufmerksamkeit und rühmte es sehr, daß ich aus Liebe zu ihm nicht Anstand nehme, das Geschäft der Weiber zu verrichten, denn wir hatten ja zwei Mägde im Hause. —

Ich lehnte den Dank ab, wünschte ihm eine gute Nacht und schlich in meine Kammer. Eigentlich schämte ich mich doch, daß ich den Vater das für bloße Tugend annehmen ließ, was doch mit einem Nebenzwecke, mit der Gelegenheit, Fatime, die ich einst über den Platz gehend von ferne erblickt hatte, zu sehen, verknüpft war; aber mein Inneres war zu

aufgeregt, ich war zu selig. Ich setzte mich an meinen Tisch; die Dämmerung leuchtete noch hell durch mein Fenster; ich faßte nach der Feder, die vor mir lag und wollte ein Lied über Fatimens herrliche Augen niederschreiben. Ich begann auch:

„Schwarze Augen, selbst in die Nacht des Grauens, selbst in das finstere Grab vermögt ihr warme Sonnenstrahlen zu senden — in den Schooß der Hölle einen Himmel —"

aber ich kam nicht weiter, denn immer hatte ich Fatimens dunkle Sterne, lächelnd und verwundend vor mir. Ich gab es endlich auf, warf mich auf mein Lager und träumte recht selig und wunderschön.

Den andern Abend konnte ich kaum erwarten; mehr als eine Stunde früher, hatte ich mich schon mit meinem Kruge fortgeschlichen. Ich war unzufrieden, sie nicht schon am Brunnen zu finden, obgleich ich wußte, sie komme erst um sieben Uhr, wenn der Muezzin vom Minaret ruft. — Ich füllte meinen Krug wohl zwanzig Mal, begoß die Linden, besprengte den Sand umher; die wenigen Menschen, die vorübergingen, mußten wohl über

mich lächeln, wenn sie einen erwachsenen Jüngling also spielen sahen. —

Endlich kam sie — und wie ich gewünscht, allein. Ich flog ihr entgegen, ich drückte ihr die Hand — sie ward roth; verschämt senkte sie die Blicke, wir traten gegen den Brunnen. — „Ich sagte gestern," begann ich, „meine Fatime, ich liebe Dich — willst Du kein Wort darauf entgegnen?" — „Ich bin eine Türkin," versetzte sie leise „und Du —" sie verschluckte das Folgende. „Ich bin ein Christ, willst Du sagen," fiel ich ein. „Wenn ich aber Dich, die Türkin, liebe," fragte ich, „bin ich darum Deiner Liebe unwürdig, weil ich ein Christ bin?" Sie schwieg und senkte den Kopf noch tiefer, aber ich fühlte es, sie wollte Nein sprechen. „Also liebst Du mich?" fragte ich ermuthigt weiter. Sie sprach kein Wort, dann hob sie das Auge; ein Blick traf mich und senkte sich schnell wieder. Ich sah den süßen Mund, das erröthende Antlitz, ich jubelte: „O meine geliebte Fatime!" — „Besuche meine Mutter!" fuhr sie nach einer Weile fort, „ich habe ihr von Dir

erzählt, sie kennt Dich als Kind; denn damals war sie in Semendria — und," hier stockte sie einen Augenblick — „die Mädchen sahen mich schon oft hier mit Dir sprechen." — „Ich werde kommen, Fatime," jubelte ich, „ich werde Dich sehen — ich werde glücklich sein." — „Morgen," lispelte sie, indem sie enteilte. —

Mit trunkenem Herzen folgte ich am andern Tage der Einladung. — Ich lebte von nun an viele glückliche Stunden an Fatimens Seite — obgleich verhohlen vor meinem Vater, der die Türken, als die Unterdrücker seines Vaterlandes, haßte — ich freuete mich ihres unschuldigen Herzens, ihres frommen Gefühles. Ich hatte früher viele Lieder von der Liebe gedichtet, unsere Mädchen und Jünglinge sangen sie; jetzt aber, da ich Fatime liebte, vermochte ich keines, denn mein Glück war mir zu groß, zu rein, als daß ich hätte vermocht es in Reime zu bringen. — Einen Monat hatte bereits meine Seligkeit gedauert — wir lebten unbesorgt vor der Zukunft; die Scheidewand unsers verschiedenartigen Glaubens war längst zwischen uns ge-

sunken, wir lebten wie zwei Menschen, die nur einen Gott über sich, nur eine Liebe in ihren Herzen erkennen. — Da rief mich eines Abends, als ich von meiner Geliebten in der seligsten Stimmung kam, mein Vater zu sich in das obere Gemach. Dort lag auf dem Tische ein Gewehr nebst einem Säbel, Pistolen und ein Handschar ausgebreitet. — „Hier, mein Sohn!" sagte er, „dies habe ich Dir zugedacht. — Du weißt es, der Stern der Befreiung unsers Vaterlandes von der türkischen Tyrannei ist aufgegangen; es ist der wackre Georg Petrowitsch, der bereits mit einer großen Schaar an der Morawa steht — dem Pascha und dem Großherrn den Gehorsam aufgekündigt hat und jeden freisinnigen Serben unter sein Heer ruft. — Auch Deine Pflicht ist es, diesem Rufe zu folgen. — Hier nimm diese Waffen — verlasse heut um Mitternacht heimlich die Stadt und eile nach Semendria; dort erwarte Deinen Vater, der Dir bald folgen wird." — Die Waffen schimmerten mir entgegen, der Gedanke F r e i h e i t zuckte wie ein Blitz durch meine Seele — aber ein Gedanke, ein leiser Seuf-

zer des Herzens, lispelte: „Fatime!“ und „Heut’ Nacht schon?“ wiederholte ich laut. „Ja, diese Nacht noch mußt Du fort!“ fuhr mein Vater fort — „denn sobald der Pascha von dem Aufstande Kenntniß erhält, ist unser Leben bedroht. — Schwöre mir darum auf diese Waffen, Rache und und Verderben unsern Tyrannen, Treue dem Vaterlande — und dann eile!“ — Ich schwur, ich umgürtete mich mit dem Säbel, ich nahm die Waffen, mein Vater segnete mich und ich schritt hinaus in die dunkle Nacht der Straßen. — Zwei gewaltige Gefühle kämpften schrecklich in meinem Innern: Befreiung meines Vaterlandes; der erste Laut, der erste Gedanke, den das serbische Kind hört, den es faßt in den Tagen seines Bewußtwerdens — Haß und Vernichtung den Türken! und meine Liebe zu Fatime; jetzt der Abschied! — Ich schwankte wie vernichtet unter ihre Fenster, sie war noch wach — ich pochte und rief. Sie kam herab — sie staunte, mich in Waffen zu sehen. „Ich komme, um von Dir zu scheiden,“ sprach ich mit bebender Stimme. „Scheiden?“ wie-

derholte sie und das Wort erstarb ihr auf den Lippen; ich drückte sie krampfhaft an mich, an meine Waffen — sie lag wie leblos an meiner Brust. — „Meine Brüder," hub ich dumpf an, „wollen die Ketten zerbrechen, in welche sie der Sultan geschmiedet — ich muß auch mit in den Kampf." — Sie umschlang mich und sagte mit weicher Stimme: „So wirst Du gehen? Ja Du mußt gehen: ich sehe es." — „Fatime!" unterbrach ich sie — „ich bin ein Mann, ich darf nicht weinen; schone meiner in dieser Stunde." — „Du wirst viele meiner Brüder tödten," sagte sie — „aber ich werde Dich doch immer und ewig lieben." — — „Ich werde ewig Deiner denken," erwiederte ich — „ich kämpfe nur gegen die Feinde meines Vaterlandes, für Dich sind meine Gebete!" — „Wir werden uns nimmer wiedersehen," schluchzte sie weiter, „ich weiß es — ich habe vielleicht gesündigt, daß ich den Christen liebte und Du auch — vielleicht ist es Strafe des Himmels, daß unsre Liebe hier auf Erden so bald sterben muß; aber unser Tod wird ihn versöhnen, und gibt mir Ma=

homed sein versprochenes Paradies, er wird Dir vielleicht auch vergeben, daß Du ein Christ bist; und Dein Prophet; er weiß ja, daß ich keinen Christen beleidigt habe." — „Glaube mir, Fatime," wiederholte ich mit Vertrauen, „wir werden uns bald wiedersehen; gibt uns uns Gott Segen und Sieg und haben wir nur die Freiheit unsers Vaterlandes errungen, dann will ich es auch meinen Brüdern sagen, daß ein türkisches Mädchen werth war der Liebe eines Serben." — „Wir werden uns nicht mehr sehen, Simeon," fuhr sie fort und ihre kalten Thränen rollten über meine Hand und ihr Herz schlug gewaltig — „hier nicht — meine Angst, mein Traum sagt es mir — aber jede Nacht werde ich nach dem Sterne da blicken, der über Semandria hängt und ihn fragen, wo Du bist — ach," schluchzte sie plötzlich laut auf — „ich werde sterben!" — „Diese Liebe!" stammelte ich, indeß mir die Thränen über die Wangen rollten. — „O Vaterland! ich habe Dir bereits ein großes Opfer gebracht — aber geliebte Fatime! ich kann nicht bleiben!" — „Ich weiß

es wohl," sprach sie mit neuer Kraft. — „Möge Dich nur Allah schützen vor den Säbeln meiner Glaubensbrüder! — Es ist vielleicht Sünde, daß ich solches spreche — aber auch ich kann nicht." — Ich preßte sie heftig an mich, ich küßte ihre Lippen. „Leb wohl!" sagte ich im gewaltigen Schmerze — „auf Wiedersehen! wenn auch nach Jahren — doch treu! — Glaube mir, ein heiliger Engel meines Glaubens verspricht mir das Wiedersehen." — „Nimmermehr!" schluchzte sie und klammerte sich fester an mich. — Endlich riß ich mich los. — Ihr Weinen tönte mir noch leise nach in der stillen Nacht — ich schritt lautlos durch die Straßen gegen den Wall — mein Herz klopfte gewaltig — aber ich drückte mein Gewehr fest an die Brust, rief mir zu: „Vaterland!" und sah hinauf zu dem Himmel des Allmächtigen, der ja auch mein Schicksal gesponnen hat. — Wiedersehen werd' ich sie, sagte ich fest zu mir — mein Glaube hielt treu an diesem Gedanken. —

Ich kam nach Semendria — hier hörte ich, daß bereits die Feindseligkeiten ausgebrochen wären

und Georgs Lob tönte von allen Lippen. Jeder Mund nannte ihn einen Helden, einen Befreier des Vaterlandes. Ich brannte von Begierde, zu meinen Waffenbrüdern zu stoßen. Noch lag zwar gewaltig der Schmerz des Abschiedes in meiner Brust, aber der neue Ruhm überwog Alles, er stand glänzender als je vor mir, wenn ich auf meine Nation sah. Mit Ungeduld erwartete ich meinem Vater. Er kam, wir brachen auf, in einigen Tagen erreichten wir unsere Brüder. Nie werde ich des Augenblicks vergessen, wo ich den auserkohrenen Befreier meines Vaterlandes zum erstenmale sah; nie die Zeit, als ich sein kräftiges, besonnenes Walten, sein Kämpfen und Siegen beobachtete, als ich unter seinen Augen focht, unter seiner Fahne siegte.

Ich will die Scenen der Greuel, des Entsetzens, die von beiden Seiten verübt wurden in diesem furchtbaren, blutigen Kriege, mit Stillschweigen übergehen — oft hat sich mein Herz schaudernd weggewendet, — oft habe ich nach heißem Kampfe heiße Thränen geweint über meine blutigen

Waffen. Konnt' ich es doch nicht ändern; schrie doch das Wehe meines armen Volkes zu neuem Kriege und neuer Rache. — Das Bild meiner Geliebten folgte mir überall. An den Ufern der Drina und Morawa sandte ich nach heißen Kämpfen, in denen, wie mir mein Gewissen sagte, ich menschlich gewesen, viele Grüße hinauf zu ihr in in die ferne Luft, und wenn wir nach den Mühen des Tages im Lager saßen, über uns der blaue Himmel und die Mondnacht, und Philipp, unser blinder Kriegssänger, seine Lieder sang, nicht unwürdig einer Heldenzeit, unsere Thaten pries und und unsern Muth befeuerte, da dachte ich oft mit wehmüthiger Erinnerung an Fatime und mein Wiedersehen. Jahre verflossen zwischen Mühen und Kämpfen; ich ward einigemal verwundet, selbst gefangen schmachtete ich über einen Monat im Kerker, aus dem mich endlich nur die Großmuth eines edeldenkenden Türken befreiete; ihr Bild blieb mir immer treu und innig in der Seele. Ein einziges Mal hatte ich während dieser Zeit Kunde von ihr erhalten, sie lebte noch, sie dachte mein.

Es war ein glücklicher Tag meines Lebens. O er machte mich Jahre von Mühseligkeiten vergessen! Näher schwebte jetzt meinem Vaterlande das Bild der Freiheit, näher mir die Hoffnung, sie zu sehen. Wir hatten die Türken in mehrern Hauptschlachten geschlagen. Czerny beschloß gegen Belgrad zu ziehen; denn die Russen, unsere Bundesgenossen, waren bereits in die Moldau eingerückt. — In Eilmärschen war Czerny vor Belgrad — ich sollte im Zuge der zweiten Heerabtheilung gegen Schabaz sein. Es war bereits Winter, das Wetter rauh und stürmisch. Czerny trennte sich mit der Hauptarmee von uns, unter dem Schwure, Belgrad zu nehmen. Ich jauchte auch mit bei'm Abschiede, aber mit beklommenem Herzen; mir war, als könne uns dort ein größeres Unglück treffen; ich verwünschte meine Bestimmung, die mich nicht dorthin folgen ließ — aber es galt den Zweck des Vaterlandes und wir kannten nur einen Willen und einen Herrn. — Wir hatten noch nicht den Ort unserer Bestimmung erreicht, als wir Czerny's Befehl und von ihm den Auftrag, zehntausend

Mann als Succurs nach Belgrad zu schicken, erhielten. — Ich war auch darunter. Wie war ich froh, wie jubelte ich, wenn ich des Augenblickes dachte, wo ich meine Fatime nach langen Jahren der Trennung wiedersehen sollte. —

Wir langten an vor Belgrad. Die Festung war bereits erobert. Czerny hatte sie im December 1806 mit Sturm genommen. Schrecklich hatten die Sieger darin gewaltet — die Kunde davon flog uns entgegen. Ich bangte, doch ich fürchtete nichts. Wir marschirten ein in die Straßen der Stadt, deren einzelne Theile nur in niedergebrannten Trümmern bestanden. Mit Siegesjubel empfingen uns unsere Brüder. Sobald ich frei war, durchflog ich die Gassen — überall zertrümmerte Gebäude zwischen einzelnen noch stehenden Häusern; überall wimmelten Menschen, aber solche, denen man es ansahe, daß sie nicht hier ihre festen Wohnsitze hatten — die Stadt glich einem Feldlager. Jetzt sah ich den wohlbekannten Brunnen, die Linden standen noch — obgleich blätterlos, doch eine heilige Erinnerung. — Unnennbare Angst lag mir auf dem

Herzen; aber ich beschwichtigte sie mit dem Zurufe: sie lebt ja noch — und Heil mir! jauchzte ich, während ich um die Straße bog — das wohlbekannte Haus stand noch, die Fenster winkten mir entgegen, ich flog darauf zu. — Ein serbisches Weib trat mir in der Thüre entgegen. Mein erstes Wort war Fatime, das zweite Jaffa! — „Jaffa!" wiederholte das Weib. „Du suchst wohl nicht die türkische Witwe Jaffa? die ist todt — und auch ihre Tochter." — Todt! schrie ich auf im unnennbarsten Schmerze und erbleichte und hielt mich starr an das Thor. — „Am Tage des Sturmes," fuhr das Weib fort, „bei dem schrecklichen Blutbade, als alle Türken, wehrlose Weiber und Kinder, hier getödtet wurden, stürzten auch fünf plündernde Serbier in dieses Haus. Der erste von ihnen, ich glaube, es war Gregor Stefanowitsch von Semendria, sah das schöne Türkenmädchen, welches, um das Leben der Mutter flehend, auf die Kniee gesunken war; die Krieger mutheten ihr Ungebührliches zu und Gregor wollte sie für sich behalten. Die übrigen ließen ihm die Beute nicht

als Eigenthum — sie stritten lange um ihren Besitz. Da schrie Gregor: — Soll ich sie nicht allein haben, so sollt auch ihr sie nicht besitzen, und bohrte ihr den Dolch in die Brust. Wüthend sprangen nun auch die Andern hinzu und durchstachen sie jeder mit seiner Waffe in fürchterlicher Wuth. Jaffa, die Mutter, fiel durch einen Pistolenschuß."

Ich hatte Alles gehört, ohne Bewußtsein und hatte doch ein schreckliches Bewußtsein. — Ich erwachte mir selbst wieder — ich fand mich allein; denn das Weib mußte längst fortgegangen sein — der Sturm strich kalt durch die Straßen, ich schlich wie leblos fort. — Ich stand vor dem Hause meines Vaters, es war niedergebrannt; doch was kümmerte mich das — war mir doch nichts Geliebtes darin untergegangen; denn mein Vater lebte — und die leeren Wände hatten ja keine theuere Erinnerung — und dort, dort stand das Haus, aber sie — sie! Mein Zustand war schrecklich; ich weiß es nicht mehr, was ich damals dachte — ich hatte nicht das Bewußtsein meines furchtbaren Schmerzes, aber den furchtbaren Schmerz selbst

zerstörend in mir. Ich sank auf die Brandtrümmer des Hauses — meine Blicke schweiften hinüber gegen Semlin, die Gegend lag im kalten Winterkleide — der Mond schien bleich durch dichte Nebel — die Welt war mir wie ein Kirchhof. Ich saß auf einem Grabe, wie eine steinerne Gestalt, die die Gräber der Reichen in den gebildeten Ländern schmücken — das Gefühl war aus mir; aber der Schmerz war ich selbst, wie die Grabgestalt, denn kein Hauch der Wärme strömte aus meinem Innern, und von Außen stürmte kalt die Decemberluft. —

Wir erstürmten bald darauf Schabaz und Nissa. Ich vermag nichts von den Ereignissen jener Zeit zu erzählen, denn ich lebte nur halb — und es gab Augenblicke, wo mir der Ausgang einer Schlacht, Sieg und Flucht gleichgültig waren. Meine Brüder hatten ja meine Geliebte erschlagen; die Türken hatten es nicht gethan. — Ich übergehe die Zeit der Wendung unsers Glückes, als Vernichtung und Tyrannei mit Uebermacht auf uns einbrach. Wir waren geschlagen, vernichtet, unser Vaterland ver-

loren, wir mußten es wie eine Einöde verlassen. Es war im Herbste des Jahres 1813; wir flohen über Belgrad nach den österreichischen Grenzen. Noch einmal warf ich von der Höhe Belgrads einen wehmüthigen Blick auf mein unglückliches, verwüstetes, unterjochtes Vaterland; noch einmal sah ich das Haus; — wo war ihr Grab? Ich wußte es nicht. In den Strom wurden Tausende von Leichen vom Felsen herabgestürzt. — An der Ueberfahrt unter Semlin vereinigten wir Flüchtlinge uns Alle. Es war ein jämmerlicher Anblick; ein Volk, das seine Heimath verläßt zu mühseliger Wanderung. Wir waren Tausende, Kinder und Weiber, Krieger und Greise durcheinandergemischt — Heerden und Hausrath — viele Thränen und Schmerzen, Armuth und Hoffnung auf langes Elend. Mich jammerte das grenzenlose Wehe meines Volkes, ich kannte ja den Schmerz. — Da traf mein Blick auf dem Schiffe, welches neben dem unsrigen den Strom übersetzte, eine weibliche Gestalt, jugendlich, vorragend vor den andern durch Schönheit und Wohlgestalt, in dem klaren Antlitze

Stolz und männliche Ergebenheit. Sie sah herab in den Strom, der drohend über den Rand des überladenen Schiffes schlug, mit ernster Stirne, wie erhaben über Schmerz und Schicksal, verachtend die Gefahr. Und fromm war doch das Antlitz und sanft und schmerzlich der Blick, wenn er über die Gruppen der Unglücklichen schweifte.

„Wer ist jene dort in dem stattlichen Gewande?“ stieß ich meinen Freund und treuen Waffengefährten, der mir zur Seite stand, an. Meine Augen hafteten fest auf ihr. — „Die schöne, große Frau meinst Du, Simeon?“ entgegnete mein Freund. „Es ist die reiche Wittwe Milutins Granjowitsch, der an der Drina gefallen ist.“ — „Ich kannte ihn,“ sagte ich und meine Augen flogen dem Schiffe nach, „er war ein edler Streiter.“ — Da griffen die Ruder jenes Schiffes stärker aus, das unsere vermochte nicht zu folgen, seiner größern Last wegen — sie schwand immer ferner und ferner — bis sie im Dunkel des Ufers verschwand. Ich blickte ihr wehmüthig nach — mein Herz klopfte, ich brummte im Stillen für mich: also auch du

verschwunden! und wußte nicht warum. — Vom Gegenufer an Oesterreichs Küste blickten wir Alle noch einmal, Abschied nehmend, hinüber an den vaterländischen Strand: viel tausend Augen glänzten, die Weiber schluchzten, Kinder weinten laut. „O könnte ich nur mein Grab haben zwischen diesen Bergen!" rief ein achtzigjähriger Greis zwischen Allen laut hervor — jetzt glänzte hell zwischen den Schneewolken des Himmels der Abendstern über Serbien auf — „dort bist du, Fatime!" betete ich, „dein Prophet hat dich in den Morgenstern genommen!" — Wir trennten uns nach verschiedenen Richtungen — Einige flohen nach Rußland, Bessarabien, Andere nach Ungarn. Unser Führer war bereits voran nach Rußland gezogen — wir umarmten uns Alle, wir schüttelten einander die Hände. Wir sprachen von einem Wiedersehen im Vaterlande, wenn Gott eine andere europäische Macht bewogen haben würde, die Heimath uns wieder zu gewinnen.

Ich zog nach Ungarn, mein Freund nach Bessarabien. Mit Thränen schied ich von ihm. Er

war das letzte Wesen, in dessen Nähe ich die Welt noch liebte. Er hatte Auftrag an meinen Vater, der gleichfalls bereits lange in Bessarabien war. Wir versprachen uns zu schreiben. — Ich durchreisete Rußland, Polen und Oesterreich, ja selbst einen Theil von Deutschland. Ich lernte die Welt und das Leben gebildeter Nationen näher kennen. Mein ungeheurer Schmerz vernarbte etwas; oft aber, wenn sich hier und dort eine Kriegsflamme zeigte, blickte ich hin gegen Mittag zu meinem Vaterlande und seufzte, daß die Stunde seiner Befreiung noch nicht erscheinen wolle. — Ich schrieb meinem Freunde oft und traulich, oft und viel, was ich dachte; was ich lernte und erlebte, theilte ich ihm mit in meinen Briefen. —

Nach acht Jahren kehrte ich in die Nähe der vaterländischen Grenzen zurück. Ich langte in Kronstadt an, wo ich mehrere Freunde und Waffengefährten, die gleich mir für das Vaterland wirkten und hofften, fand. — Uebrigens waren die Unruhen in Serbien bereits gestillt — die Türken waren menschlicher geworden — viele Tausende

meiner Landsleute waren zurückgekehrt; der Friede schien wieder herrschen zu wollen. Aber wo war das Ziel, das zu erreichen wir so viel Blut vergossen hatten? —

In Kronstadt erhielt ich einen Brief meines Freundes. Er schrieb mir Folgendes: „Vergieb mir, wenn ich Deine Briefe als Freund nicht für mich allein behalte: ich habe eine Freundin und Du hast sie durch Dein Schreiben Dir auch erworben. Höre sie selbst — sie schreibt Dir durch mich, es ist die Wittwe Milutins Granjowitsch, die ich hier in Bessarabien fand, die Du gesehen am Tage des Abschiedes von unserer Heimath. Doch höre ihre Worte. „Gruß und Segen zuvor, „Freund! Ich kenne Dich nicht, ich habe Dich nie „gesehen! Aber ich habe Deine Briefe gelesen, „Deine Lieder, die das Vaterland beweinen und „die Tugend rühmen, gehört und des Mannes „Seele spiegelt sich in den Worten; darum sei es „Dir offen gestanden, ich liebe Dich! Ich bin reich, „26 Jahre alt; die Fremden sagen, ich sei schön „— ich habe mich durch mein Leben gewahrt vor

„Laster — ich strebe enstlich nach Tugend. Komm!
„schaue mich — ob auch Dein Herz für mich
„fühlt; ich liebe Dich ungesehen! —

Euphrosine, Milutins Witwe.“ —

Ich hatte den Brief gelesen, ich trat hinaus in den Garten, der hinter dem Hause lag. Es war ein merkwürdiger Tag meines Lebens, voll heiliger Erinnerung ist er mir bis heut geblieben. Ich senkte die Augen auf die grünen Beete, ich hielt den Brief in der Hand. Was sollte ich beginnen? Ich wollte dem Bilde treu bleiben, das ich mir als Höchstes im Leben aufgestellt — es hatte mich wie ein himmlischer Stern bis jetzt geleitet — hin durfte ich nicht, denn sie sehen und lieben — ich wußte es gewiß — es war ein Augenblick. Und doch zog es mich hin unwiderstehlich zu der Herrlichen, die mir bei Semlin in ihrer Größe erschienen, wie ein besserer Geist, der mich hineinwinkt in ein fernes froheres Leben — ich hatte damals etwas geahnet; jetzt war die Wirklichkeit nahe — ja ich will gehen, rief ich, ich will sie lieben, die mich geliebt hat, fern und ungekannt, deren Liebe

mir gefolgt ist durch viele Länder; ich habe ihr noch keinen Lohn dafür gegeben! —

Da ging singend an den Gartenzaun einer meiner Freunde und Landsleute, mit dem ich oft gestritten in heißer Schlacht, vorüber. Ein Gedanke durchzuckte mich, ein Gedanke alter Erinnerung. Ich rief ihn zu mir; freundlich trat er mir entgegen. „Liebtest Du nicht einst die spätere Gattin Milutins Granjowitsch? — Ich glaube, es war in der Festung Gliežnitze, wo wir zur Nacht unsere Schicksale einander erzählten?" — „So ist's," entgegnete der Freund — „doch wir zerfielen später; ihr edelstolzes Herz war zu hart für eine Versöhnung, ich zu eitelstolz; ich liebe sie noch, ich werde keine mehr lieben, wie sie." — „Du liebst sie?" begann ich, und Gedanken über Gedanken zogen durch meine Seele, „willst Du nicht nach Bessarabien gehen; ich gebe Dir Briefe an sie und einen Freund; ich hoffe, auch sie liebt Dich noch!" — „Euphrosine!" jubelte er auf, drückte mich an seine Brust — „o Euphrosine! Wann gibst Du mir die Briefe?" — Morgen früh kannst Du sie

haben," versetzte ich. — „Dann leb' wohl," rief er, „ich gehe, um meine Sachen einzupacken, morgen hole ich die Briefe und reise." — Er riß sich los, und sprang durch den Garten. — Aber wie ein Blitz kam ein Gedanke; Entsetzen durchflog mich, ich wurde kalt — mit verzweifelter Stimme schrie ich ihm nach: „Gregor! Gregor! Ste—" die letzten Worte verstummten mir, ich wußte noch nicht, was ich wollte. Es war sein Name — er kam zurück.

„Was willst Du," fragte er erstaunt, als er mich bleich da stehen sah, mit der Hand krampfhaft einen Baum zur Stütze umschlingend. „Du heißest Gregor Stefanowitsch," begann ich mit furchtbarer Stimme. — „Ja!" wiederholte er lächelnd. — „Entsinnst Du Dich doch meiner von Glieznitze her und der Drina — Du gestandest mir Deine Liebe zu —" „Du warst im Sturm bei Belgrad," stammelte ich odemlos mit furchtbarem Kampfe. „Ja!" fuhr er fort, „ich hatte Dir bei'm Abschiede versprochen, Deine Geliebte zu schützen,

Dir von ihr Nachricht zu geben!" — „Und Fatime?" fuhr ich fort immer gepreßter und bewußtloser. — „Ich habe ihre Ehre gerettet," sagte fest mein Freund, „vier unserer Landsleute stürzten wüthend auf das Haus — ich kannte es — ich wollte Alles wagen zur Rettung — die Siegestrunkenen wollten über das Opfer herfallen, und es gemeinschaftlich zu schändlichem Tode mißbrauchen. Ich, als der Oberste unter ihnen, erklärte sie für mein Eigenthum; so glaubte ich sie zu retten — aber die Tollen wütheten — es gab keine Rettung, sie sank zu meinen Füßen; ich verstand ihren Blick — „Simeon sendet Dir Rettung," sagte ich — ich bohrte sie nieder — meine ergrimmten Begleiter folgten wüthend dem Beispiele. — So habe ich sie vor Schande gerettet und vor schändlicherem Tode."

Ich hatte mit weit aufgerissenen Augen gehorcht. — Meine Kniee brachen und waren wieder straff, während er sprach, — Gluth und Frost wechselte in meinen Adern — endlich hatte er's

heraus. Ich faßte mich und errang Bewußtsein; ich stammelte: „Dank, Dank Dir, Freund!“ ich sank an seinen Hals — seiner hatte ich vergessen. Wie Blitze, die ferne Berge mit wohlbekannten Thürmen plötzlich beleuchten durch die Finsterniß, so war mir in dieser merkwürdigsten Stunde meines Lebens sein Name in's Gedächtniß gekommen, zwischen tausend dunklen Gedanken. — Er war es richtig — von seiner Hand war die Geliebte gefallen, und ich dankte mit heißem Freundesdrucke dieser Hand. —

„Lebe wohl,“ sagte ich endlich, „morgen erhälst Du die Briefe.“ — Er ging. Ich brauchte Zeit, um mich zu fassen; erst spät in der Nacht gelang es mir. — Jetzt setzte ich mich, um meinem Freunde und der verehrten Euphrosine zu schreiben. Jenem klärte ich in wenig Worten das ganze Verhältniß auf — ich bat ihn, ihr den ersten Geliebten vorzustellen, ihr von meiner ersten Liebe, von der Sehnsucht meines Herzens, die stets nach etwas fernem Außerordentlichen ringt, zu sagen; wie ich

ihr ferner doch nur ein halbes Herz zu bieten vermöchte, und hier: ein edler Mann, mit ganzer Seele sie liebend, von ihr Vergebung flehe; wie ich ihn erkannt habe, sein edles Herz durchforscht, und jedes Weh, jede Reue, die sie in der Folge empfinden könnte über diese Vereinigung, auf mein Haupt als einen schrecklichen Fluch nehme. — Ihr aber schrieb ich folgende zwei Lieder:

1.

„Sei stolz, Geliebte! umwinde Dich mit Blumenkränzen, Schöne! — blühe wie die Blmenkönigin — und viele werden kommen und Dich pflücken wollen; aber Du wirst die Stachel zeigen. — Einer wird ferne stehen, in den Blikken den Thau Deiner Blätter, und wird nicht nahen dürfen; — Einer aber, den Du wünschest, er wird nicht können. — Aber glaube, die Natur schläft bloß im Winter, nur scheint sie ihre Kraft zusammenzufassen, um sie im Lenze mit tausend Farben und Früchten walten zu lassen.

So erwacht unterdrückte Liebe! — Das Veilchen blüht verborgen im Moose, um dem müden Wanderer, wenn er durch den kühlen Wald zieht, die Luft zu würzen; er geht vorbei und vergißt einen Augenblick seiner Mühe und seines Schweißes; aber sieh! da kommt auch ein edler Jüngling, der das Veilchen pflückt."

2.

„Durch die Wiese rinnt ein klares Flüßchen; an seinem Ufer steht ein schönes Mädchen, das bückt sich hinab und die Wellen saugen ihr Bild; aber sie müssen weiter fließen, abwärts. Dort oben steht ein grünes Gebüsch und darin singt die kleine Nachtigall. — Ich sehe nach dem rosigen Mädchen am Ufer, ich horche nach der Nachtigall — ich will hinauf schwimmen durch den Strom; aber die Wellen treiben mich abwärts von dem Bilde, von der Nachtigall. — Da hör' ich den Vogel hinter mir klagen: „wenn man es kann, so verschiebt man es, und

wenn man es will, so kann man nicht.“ — Jetzt hör' ich die Nachtigall vor mir, sie singt Worte süßer Vergangenheit — sie will ich erreichen; der Strom treibt abwärts; leb wohl, Du Mädchen! aber die Wellen, die das Bild gespiegelt, kommmen hinter mir her.“ —

Mein Freund nahm die Briefe und reis'te ab; ein Monat verging, bevor ich Antwort erhielt. Endlich kam ein Brief — ich zagte lange, das verhängnißvolle Schreiben zu öffnen; die Hand bebte mir — und nun — meine Züge lächelten, meine Wangen brannten. — Sie waren versöhnt, man lud mich zur Hochzeit. —

Ich reisete ab; ich kam an — ich sah Euphrosine, mein Herz schlug gewaltig — die Augen zitterten mir — der Priester verband sie am Altare; ich legte ihre Hände zusammen. Wir waren froh und glücklich. Die alte Zeit der Liebe war den Verlobten mit neuem Feuer wiedergekommen. Am Morgen nach der Brautnacht fand ich die

Vermählten im Garten lustwandelnd; sie hatten sich liebend umschlungen. — „Nun haßt ihr Euch nimmermehr?“ fragte ich scherzhaft und Euphrosine senkte verschämt die stolzen Blicke zu Boden. — Ich nahm Abschied — sie umarmten mich Beide. — Seitdem habe ich sie nicht gesehen; ich lebe fern von ihnen; aber sie sind glücklich, sie gedenken meiner, wie ich ihrer.

Die Versuchung.

Novelle.

Die Mädchen saßen in ihrem Budoir und stickten. An die Fenster schüttete der Winter seine gefrornen Schneeflocken recht ungeberdig, und die dunkellockige Julie warf einen aus Mißmuth und Schauder gemischten Blick hinaus in das feindliche Treiben des Sturmes.

Ich klopfte leise an, steckte den Kopf halb zur Thür hinein, und fragte bescheidentlich: „Ist's erlaubt?"

„Nur weiter, liebes Wachtelchen!" rief die blondköpfige Aurora, „Sie kommen zu guter Stunde am schlimmen Tage."

Ich warf den Mantel noch draußen ab, und huschte hinein in das lauschige, elegante, wohlgeheizte Eckzimmerchen, an dessen Fenstern die zwei Sterne meines Lebens, der braune und der blonde Lockenkopf, schimmerten.

„Nehmen Sie hier Platz,“ sagte die blauäugige Morgenrothsgöttin, und gab mir ein Tabouret an dem gemeinschaftlichen Stickrahmen.

„Was sagen Sie zu dem Wetter, Assessor?“ fragte die immer ernste, mit dem schwärmerischen, ewig wehmuthstrahlenden Dunkelauge begabte Julie, indem ich näher rückte, „was sagen Sie dazu?“

„Die Jahreszeit, meine Holdesten,“ erwiederte ich, gleichsam im Namen des Himmels um einige Entschuldigung bittend, „die Gesetze der Natur; der Winter trägt sich die Decken und Federn zu seinem Lager zusammen. Es ist freilich nicht gut für solche holde Südfrüchte, wie Sie, meine Gnädigen; aber wie die duftige Ananas im Glashause, gedulden auch Sie sich nur wenige Wochen im Dämmerlichte dieses Gemaches, hinter diesen Spiegelscheiben: dann kommt der Frost, die heitern Tage.“

„Freilich ist der Winter dann lange nicht so ennuyant —“ entgegnete Julie, und fädelte die Reihe Goldperlen auf die Silbernadel, welcher sie bereits zweimal entfallen waren.

„Ja," fiel auflächelnd Aurora ein, und die Lust blitzte ihr in den holden rosigen Wangengrübchen — „dann gibt's Schlittenfahrten und Eispartieen; und seit das weibliche Geschlecht am Schlittschuhlaufen immer wärmeren Antheil nimmt, ist für ein drittes winterliches Vergnügen gesorgt."

„Aber nur um die nächsten vierzehn unheilvollen Schnee- und Regentage handelt es sich," warf Julie ein, „wie soll man die hinbringen? Ach mit dem Uebelbefinden des Leibes ist da zugleich die Seele verdüstert, beengt, keines schönen Gedankens fähig."

„Wie ein Schwan, dem es nur wohl ist im lauen Bade der Sommerkühle, scheint mir die Huldin Julie," bemerkte ich nicht ohne Pathos, „während der blondgelockte Engel hier in seinem nordischen Colorit mehr einer —" ich stockte, war verlegen um ein Bild, das dem oben verwendeten die Wage hielt —

„Einer Eidergans, wollen Sie vielleicht sagen, um in der Verwandtschaft zu bleiben," fiel die lachende Aurora rasch ein — „ich danke verbindlichst."

Ich war mit Blut übergossen, das sah ich über die Brille hinaus an meiner Nasenspitze. „Aurora!“ rief ich bald gefaßt und schmelzend, „Aurora! dieser holde Witz, der immer das Morgenroth eines schönen, starken Geistes ist, sollte nicht so oft mit kaltem Reife die zartesten Blüthen der Gemüthswelt niederdrücken, verblassen machen, tödten.“

„Ein abermaliges Compliment,“ lachte die Ausgelassene, „meinen Witz mit einem Herbstreif vergleichen zu wollen.“

„Laßt Euren Streit, Kinder,“ sagte Julie mit dem gewohnten Wehmuthszuge in dem schönen, ideal geformten Antlitz — „und Sie, Assessor, strengen Ihre Gedanken an, etwas zu ersinnen, was uns die nächsten sechzehn Tage erträglich macht. Von außen ist auf keinen Sonnenblick zu hoffen, nun weisen Sie der Seele wenigstens Sternlichter zu, daß sie sich nicht verzehre in der Dämmerung von Mißmuth.“

Da aber tobte es unten durch die Straße! Menschen strömten, liefen und schrieen von allen Ecken und Enden zusammen: „Sie bringen den

Mörder! Sie bringen den Mörder!" hallte es von tausend Stimmen, und durch die wilde drängende Volksmasse fuhr ein Wagen, von reitenden Polizeisoldaten und Militairwache begleitet, langsam die Straße hinab, dem Markte zu. Dem Wagen auf dem Fuße folgte ein Zug von Gerichtsdienern mit Fackeln, in deren Mitte der uns Allen wohlbekannte, Auroren aber sehr theure Criminalrath Silber, eilig und durch den tobenden Pöbel oft gehemmt, hinging.

Wir drei sahen, wortlos und ohne Athem nach der Straße hinab, in deren Dämmerlicht die Fackelgluth ein eigenes, die Formen verzerrendes Feuer verbreitet hatte, und erst nach einer Weile, wie bereits der Tumult verstummt war, zogen wir uns zurück.

Aurora machte an der Zündmaschine Licht, und steckte die krystallene Astrallampe an. Die Mädchen setzten sich wieder — ich mich zu ihnen. Der Carmin war ganz von den Lilienwangen gewichen, und ihre Hände bebten. Julie hatte nur im Ausdrucke der Wehmuth gewonnen, die Blässe des Schreckens gab ihrem Antlitze einen mildern Reiz,

als den des Ernstes. — So saßen wir eine Weile schweigend und suchten, die Mädchen mehr als ich, nach Fassung.

„Ein entsetzlicher Auftritt!" begann endlich Julie, „das ist der Fluch dieser Herbsttage. Jedes Entsetzen hüllt er in ein noch entsetzlicheres Colorit, während der Sommer mit den milden Lichtern selbst dem Grausen freundliches Aussehen gibt."

„Habt Ihr Silbern gesehen?" fragte die noch immer zagende Aurora; „was mag Silber dabei zu thun haben!?"

„Als Criminalrath," fiel ich ein, „doch wohl die Untersuchung; er wird den Verbrecher aufgebracht haben, und jetzt bereits auf der Stadtvogtei das Verhör protokolliren."

„Mich ängstet so um ihn," meinte Aurora kleinlaut; „er sah aber auch entsetzlich aus zwischen den Teufelslarven mit den Fackeln — hu! mich schaudert."

„Teufelslarven waren es wohl nicht," tröstete ich, „ehrliche Gerichtsdiener nur; der Fackeldampf

hatte vielleicht ihre Gesichter geschwärzt, und das grelle Licht ein Uebriges gethan."

„Ich begreife aber auch nicht," fiel Julie ein, „wie ein sonst so zahrtfühlender Mensch, als Silber, dem noch dazu die Musen hold sind, sich einer so gräßlichen Carriere widmen konnte. Ein solches Amt kann alle zartern Gefühle nur versteinern, nicht veredeln."

„Schöne Julie," fiel ich rasch ein, „zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen in diesem Falle unbedingt widersprechen muß. Gerade die Menschlichkeit, das zarte fühlende Gemüth eignet sich für diesen Posten; der edle, mitleidige Richter kann manches Leben retten, manches Wehe lindern, tausend Thränen stillen. Ein verstocktes, hartes Herz taugt nicht dahin, wo es sich handelt um ein Abwägen von Schuld und Leidenschaft, Nothdurft und Unschuld. Einzelne Scenen des Schreckens, der Sünde können und dürfen ihn nicht für die schöne Lichtseite der Menschheit abstumpfen; er blickt bedauernd auf die Gefallenen, schenkt der sündigen Menschheit seine Thränen und sieht mit

Erhebung und Zuversicht nach den vielen Edlen, nach Ihnen, meine Damen, die Sie ihm jedes Nachtstück seiner Praxis mit Ihren holden Strahlen erleuchten."

„Sehr wahr!" rief Aurora, wieder lächelnd, „und zugleich sehr galant."

Süß geschmeichelt durch das Lob der Süßen fuhr ich fort: „So hat Silber bei der Leitung des Processes, wo im vorigen Jahre die Bauersfrau in Alprode ihren Mann ermordete, sein wackeres Herz und seinen klugen Kopf ganz walten lassen; er sorgt eben so für die Milde, wie für die Gerechtigkeit des Gesetzes. Der Fürst hat ihn deßhalb auch eigenhändig belohnt."

„Sie sind des Freundes wackrer Lobredner," rühmte Julie, und wir verloren uns endlich, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten gewöhnlich ist, in Erzählungen vorgefallener Mordthaten, Räubereien und Hinrichtungshistorien, bis Aurora, ganz schauerlich gemacht, bittend den milden Blick zu mir erhob, und um Ablenkung von diesem Gespräche flehte; als plötzlich Tritte die Treppe heraufschall-

ten, es näher kam, und in zwei Secunden der Criminalrath in unserer Mitte stand.

2.

Wir sprangen alle drei auf, und riefen wie aus einem Munde: „Was ist vorgefallen?"

„Guten Abend!" erwiederte Silber, schwer Athem holend, „Verzeihung, daß ich störe. Nehmen Sie nur gütigst Platz — denn ich bin zum Tode abgehetzt und muß mich setzen."

Kaum daß wir uns niedergelassen, bestürmten wir ihn von Neuem mit Fragen.

„Es ist der Kaufmann Rupprecht," begann der Criminalrath endlich halb ernsthaft, halb lächelnd über unsere heftige Neugierde, „der hat seine junge schöne Frau vor zwei Stunden, mit vollem klarem Bewußtsein erdolcht."

„Heiliger Gott! die Rupprecht?!" schrie Aurora, „die junge, schöne Frau, die wir alle genau kennen; er der liebenswürdige, gebildete Mann?!"

„So ist's," fuhr der Erzähler fort; „das Mo=

tiv ist wohl Eifersucht, die gebrandmarkte Gattenehre. Er überraschte beim Nachhausekommen den Baccalaureus Herzog, den Sie wohl alle unter dem Namen des schönen Studenten kennen werden, in dem Cabinette seiner Frau, und wie es scheint, in sehr traulichem Verhältniß."

„Diese Frau," unterbrach Julie staunend, „die sich bisher doch eines so unbescholtenen Rufes erfreute, die gebildet und liebenswürdig ist, die der reiche Kaufmann, dem zwanzig Partieen offen standen, als arme Waise einem kümmerlichen Loose entrissen, und liebevoll an seine Hand gefesselt hatte?! — Die Sache ist fürwahr so auffallend, daß man sie für unglaublich halten könnte."

„Und der bescheidene, stille Herzog?" sagte Aurora für sich, und schüttelte das Lockenköpfchen

„Und Alles doch möglich und wirklich," fiel Silber wieder ein; der Thatbestand ist ermittelt, Rupprecht hat sich als Mörder genannt und bereits einzelne Details, so viel es bei seiner Aufgeregtheit und Verzweiflung möglich war, von sich gegeben. Morgen ist das feierliche Verhör. Lassen

Sie mich Ihnen nur erzählen, wie ich das Delictum fand, als man mich herbeirief. — Vor dem Hause Rupprecht's, in der langen Straße, wogten in der Dämmerung Tausende von Menschen. Rupprecht hatte sie herbeigelockt; er schrie nämlich vom Fenster herab: „Holt die Gerichte! Ich habe meine Frau ermordet; ich bin ein Mörder!" Nur mit Mühe gelang es mir, in Begleitung der Gerichtsdiener, durch die Menschenmenge nach dem Hause vorzudringen. Oben war es still, die Fenster finster und leer, sie sahen wie die hohlen Augen des Mordes. Keiner von den Untenstehenden hatte es gewagt, hinauf zu dringen. Ich glaubte nicht anders, als der Mörder habe sich bereits selbst getödtet. Rasch flog ich über den Vorsaal, von acht Polizeisoldaten mit Fackeln begleitet. Ich öffne die Thüre; mein erster Blick fällt auf Rupprecht, der an dem großen Fenstertrumeau aufrecht, doch mit gebrochenen Knieen, wirrem Haar, todtenbleichem, entstelltem Gesichte, blutigen Händen, in der Rechten noch den triefenden Dolch haltend, zwischen den rothen Fenstervorhän-

gen da steht, ein Bild von Verzweiflung, Schmerz und Entsetzen. „Guten Abend! meine Herren!" sagte er dumpf und hohl, und wies nach der Leiche seiner Gattin, die nächst dem Sopha lag, guten Abend!" wiederholte er und wies hin, und, sagte dann langsam jedes Wort leise betonend: „Führe uns nicht in Versuchung!" Meine Leute nahten sich dem Mörder, ich sprang der Gemordeten bei. Im schneeweißen Negligé lag sie da, die schöne Gestalt, mit den gelösten Rabenlocken; ihr Leib war noch warm, die Lunge hatte bereits den letzten Odemzug ausgeröchelt; unter der Wölbung des linken Busens klaffte eine tiefe Wunde, der Blutstrom stockte hier heraus, links über das Kleid herab, und schwamm unter ihr auf dem hellen Getäfel, wie ein rothes Bahrtuch." —

„Wie ich mich von der Leiche aufbeuge, gewahre ich gegen die Thür des Schlafcabinets eine zweite Gestalt auf dem Boden liegend, stürze mit dem Ausrufe: „Gott im Himmel! noch eine zweite Leiche!" darauf los, und erkenne den Studiosus

Herzog. — „Nein!" donnerte da Rupprecht herüber; „der ist nur ohnmächtig, er fiel mit dem Kopfe gegen die Thür. — Die dort," fuhr er mit schrecklicher Hinweisung fort, „die hab' ich ermordet. — Thun Sie, was Ihres Amtes ist; nehmen Sie Ihre Ketten, meine Herren, sie sind zwar bei mir nicht nothwendig; aber es ist um der Ordnung willen." — Er ließ sich geduldig fesseln, reichte mir den Dolch, und schickte sich, nach einem langen Hinblick auf sein Weib, zum Fortgehen an. Inzwischen waren die Aerzte gekommen, sie beschäftigten sich mit der Todten und dem Ohnmächtigen — ich lud Rupprecht ein, mir zu folgen, weil bereits der Gerichtswagen unten hielt. Er gehorchte, wandte sich jedoch unter der Thür noch einmal um, blickte lange nach dem Orte des Schreckens hinab, warf dann das wildrollende Auge zur Decke empor und murmelte: „Führe uns nicht in Versuchung!" — So brachte ich ihn in den Wagen. — Den Zug werden Sie hier gesehen haben. — Sonst betrug sich der Delinquent ruhig in den ersten Momenten des

Verhörs; er läugnet nicht, entschuldigt nicht, gesteht, wenn gleich tief erschüttert und von der ungeheuren That zerrüttet, frei und offen seine Schuld. — Ich bin begierig, Morgen das Nähere der Beweggründe einer so entsetzlichen Handlung zu erfahren."

Der Erzähler schwieg, stand jetzt auf und ging langsamen Schrittes in dem Gemache auf und ab. Die Mädchen waren sehr still geworden; des Rathes lebhafte Erzählung hatte sie sichtlich angegriffen; Aurorens Augen entfielen einige kostbare Perlen; das weiche, sonst gewöhnlich so übermüthig lustige Gemüth weinte, ohne noch klar zu wissen, welchem von beiden Theilen, der Gemordeten, Unglückseligen, oder dem zwiefach unglücklichen Verbrecher, der bereits der Nemesis anheim gefallen war, ihr Beileid galt; auf Juliens klarer, weißer Stirn hatten sich die Brauen enger zusammengezogen; sie verharrte während der ganzen Erzählung, welche ich und Aurora oft durch Ausrufungen unterbrachen, ganz still.

Silber blieb jetzt an dem Stickrahmen stehen;

er sah auf dem Zeuge eine Thräne, die sich Aurore'ns Auge entstohlen. „Gilt Ihr Beileid," fragte er, „der ehebrecherischen, getödteten Gattin, oder dem Mörder aus Lieb und Rachsucht?"

„Der arme Rupprecht!" seufzte Aurora, „was wird sein Loos sein?"

„Vermuthlich der Tod!" entgegnete Silber feierlich und gemessen, indem er wieder auf und ab zu schreiten begann; „ihm vermuthlich auch das Erwünschteste!"

„Die Sünderin," begann jetzt Julie ernsthaft, „hat Ruhe gefunden; der Tod wird sie wohl versöhnt haben; Verzeihung harret ihrer vielleicht über den Sternen, da sie ihr Verbrechen so blutig gesühnt; den Mörder erwartet aber noch das furchtbare Rächeramt für seine schreckliche That; er hat noch die Last des Gewissens, die ihn bis zum letzten Hauche quält; vor ihm liegt der sichere Tod, und Schuld und Sünde, durch die er ihm anheim gefallen, sind die mächtigen Gestalten, welche an seinen Seiten gehen bis zum Richtplatz; sie starb unvorhergesehen, vielleicht mitten in einem

schönen, wenn gleich sündhaften Traume; das Bewußtsein, den Gatten zur blutigen That bewogen, seinen Tod herbeigeführt zu haben, verfolgte sie nicht zu einem weit ausgehenden tragischen Lebensende; ihm, der noch in Qualen untergehen soll; ihm gehört unser Mitleid!"

„Schöne Seele!" rief ich, hingerissen von der Heißgeliebten feuriger Rede: „Du, Silber, aber," fuhr ich gegen diesen gewendet fort, „scheinst mir, bei dem Eifer, mit welchem ich Dich über die Sache denken und sprechen sehe, mehr eine geschäftliche Theilnahme dafür zu hegen, als eine herzliche."

„Ich bin Criminalrath," erwiederte der Angeredete lächelnd, „was ist ein Criminalrath ohne peinlichen Prozeß? — Ein Fisch ohne Wasser. Derlei Galgenverhandlungen sind ja mein Element. Gibt's eine Gelegenheit, diesen meinen Beruf auszuüben, sieh, da fühle ich ein eigenes reges Leben in mir, meine Thätigkeit ist geweckt, der Zweck meiner Anstellung erfüllt, mein Brod verdient und meine Neigung befriedigt."

„Ihre Neigung?“ sagte Aurora, und hob das Haupt und sah ihn groß mit dem tiefblauen Auge an. „Was führen Sie da für heillose Reden?“

„Wer sich einem Berufsgeschäfte widmet,“ fiel Silber immer noch lächelnd ein, „muß entweder die Neigung mitbringen, oder sich zu ihr heranbilden, sonst ist er nicht würdig und nicht Mann seines Amtes. — Doch Vergebung meiner scherzhaften Ernsthaftigkeit — ich wollte nur versuchen, einen milderen Ton in die Moll-Accorde unserer heutigen Unterhaltung zu bringen. Das Gesagte war ja nichts Anderes, als die lebendigste Selbst-Ironie meiner Lage und meiner, ihr fröhnenden, Persönlichkeit. — Was Sie, holde Julie, vorher über die gegenwärtige Lage Rupprecht's sagten, hat seine vollkommene Richtigkeit, und bestätigt sich dadurch, daß, so viel ich in den ersten Zügen habe errathen können, er noch von einem tiefern Vorwurfe gequält und erschüttert zu sein scheint, als dem der bloßen Unthat. Einzelne abgebrochene Aeußerungen ließen mich vermuthen, er trage oder suche in sich die Motive, welche die

Sünde herbeiführten, die er so schrecklich gestraft hat. Ich meine, er hat ein Hazardspiel gespielt, und daß er's gespielt hat, scheint der giftige Wurm, der ihn zur Verzweiflung, zur stumpfen Selbstanklage reizt."

„Du meinst also," fiel ich ein, „er habe auf die Tugend seiner Frau eine verwegene Wette gemacht, und willst wohl die mehrmals ausgesprochenen Worte: Führe uns nicht in Versuchung! darauf beziehen?"

„So ist's!" entgegnete Silber; „doch quälen wir uns nicht länger mit Vermuthungen, die vielleicht noch irre führen. Das morgende Verhör wird Alles aufklären. Der Inculpat hat gebeten, ihm für heute Ruhe zu schenken; morgen wird er vielleicht mit mehr Bewußtsein und Mäßigung zum Geständnisse schreiten. — Genug davon, und von etwas Anderm. —

„Holla! Hoh! Marsch! Platz gemacht!" hallte es jetzt von vielen Stimmen die Straße herauf; neuer Fackelschein schlug an die Fenster, und die Volksmenge brauste wieder tobend nach

dem Markte zu. In der Mitte gingen die Sträflinge des Zuchthauses, ihre klirrenden Ketten nachschleppend; sechs davon trugen Fackeln, sechs andere einen Sarg, der mit einem schwarzen Bahrtuch behangen war. — Wir sprangen Alle an die Spiegelscheiben und starrten hinab. — „Das ist die Leiche der Ermordeten!“ rief der Criminalrath, vom Fenster zurücktretend, und griff nach seinem Hute; „jetzt muß ich fort zur Obduction.“

„Ein gräßlicher Aufzug jagt heute den andern,“ seufzte Julie, „das wird eine schöne Nacht werden.“

„Die arme Rupprecht,“ seufzte Aurora, „sie hat es vor acht Tagen auf dem Ball bei Kammerraths gewiß nicht geahnet, daß sie so bald, und auf diese Art zu Grabe getragen werden würde; der Aufzug schon, mit den klirrenden Kettenbrüdern, kann einen Unbetheiligten tödten.

„Nicht so, Wertheste!“ war Silber's Bescheid, „zu Grabe wird sie wohl feierlicher getragen werden; nur zur Leichenbeschau auf das Rathhaus bringen

sie die Sträflinge. Jeden Körper, der eines gewaltsamen Todes gestorben, sind sie verurtheilt, nach dem gerichtlichen Sectionszimmer zu tragen. Das ist auch anderwärts Sitte, und so häßlich der Auftritt auch sein mag, so wenig soll diese Weise für den Todten etwas Beschimpfendes haben. — Für jetzt, wo mich finstere Geschäfte aus Ihrer holden Nähe bannen, erlauben Sie mir —" schloß er, sich verbeugend — und ich griff gleichfalls nach meinem Hute, indem ich meinte, die Damen würden zu sehr angegriffen sein, und der Erholung bedürfen, weßhalb ich nicht länger stören wollte.

„Sie kommen doch morgen gewiß?" fragten die Mädchen mit einem Munde.

„Bestimmt!" versicherten wir und küßten ihnen wechselsweise die Hände.

„Und erzählen uns das Nähere von dem Vorfalle?" fragte Aurora Silber'n.

„So viel, als mir gestattet sein wird, und für die Publicität geeignet ist, bestimmt," betheuerte der Rath, und wir gingen. — Silber schied an der

Straßenecke von mir, und eilte hinauf nach dem Rathhause; ich schritt langsam und nachdenklich die linke Straße nach dem Theater hinab, und trat instinktmäßig in die Anselmische Restauration ein.

3.

Am folgenden Tage ging ich zu den Damen.

Silber'n holte ich auf der Treppe nach dem Löwe'schen Hause ein; wir traten zugleich in das Zimmer der Geliebten, wo wir den Onkel fanden. Nach den ersten Begrüßungen und Wechselgesprächen setzten wir uns an den dampfenden Theetisch; der Onkel trank, so oft er sich nur die Zeit abmüßigen konnte, am liebsten seinen Thee bei den Mädchen, und da war es besonders Aurora's Laune, die ihn erfreute, und Julien's Ernst, über welchen er scherzte.

Jetzt begann Silber, aufgefordert, die weitere Erzählung des gestrigen Vorfalles; er rückte näher an den Tisch, theils um uns Auge gegen Auge zu sein, mehrentheils aber, um Auroren's Händ=

chen unter dem Tische abdrücken zu können, was ich ja eben so bei Julien that.

„Sie gestatten mir,“ fing der Rath an, „daß ich Ihnen den Lauf der Begebenheit nicht nach der trockenen, ermüdenden Protokolform, sondern nach meiner Weise vortrage; ich werde, wenn ich auch mein Colorit beigebe, doch nichts an den Thatsachen ändern, und so versetzen Sie sich mit mir in die ersten schönen Tage des diesjährigen Frühlings und nach dem eine halbe Stunde von unserer Residenz entfernten Dörfchen Lindenruh, mit den geschmackvollen Kaffeegärten, wohin wir Hauptstädter zu Fuß und zu Wagen, des Winters aber auf Schlitten über die gefrorne Flußdecke unsere Spazierpartieen machen. Hier hinaus ritt eines Abends in der Woche Rupprecht. Meusel's Kaffeegarten war fast leer; gesprächig und mittheillustig, wie Rupprecht immer war, sah er sich nach einer Tischgesellschaft um, und gewahrte nebst mehrern unbedeutenden Figuren in einer einsamen Laube, den ihm damals noch ganz unbekannten Studiosus Herzog, tief in Gedanken sitzen. — Rupprecht begrüßte ihn, und

nahm am Tische, ihm gegenüber, Platz. Je mehr er den jungen schweigenden Mann ansah, desto interessanter wurde ihm dieser. Auf dem schönen, blassen Gesichte des schlanken, wohlgebauten Jünglings lag eine Schwermuth, die wie in jedem Momente Miene machte, Thränen zu erpressen; er neigte das Lockenhaupt recht tief in die Hand, schien seine Aufgeregtheit, den Schmerz, in welchen ihn Sinnen und Brüten versetzt, zu bekämpfen, und den unwillkommenen Gesellschafter verbergen zu wollen. Doch dies vermehrte nur noch des Kaufmanns Theilnahme; nach den ersten gleichgültigen Fragen über Wetter, Zeit, Stadtneuigkeiten, Theater und dergleichen nahm er sich's heraus, den blassen Jüngling nach der Ursache seines Schmerzes zu fragen. Lange zögerte dieser mit der Antwort, er hatte eine ausweichende auf der Zunge; wie er aber dem theilnehmenden Frager in das schöne, biedere Gesicht sah, unterdrückte er sie, und gestand ehrlich und ohne falsche Scham: wie er jetzt seine Studienjahre vollendet habe, sich zum Herbstexamen vorzubereiten im Begriffe stand, als er plötzlich vor we-

nigen Tagen den Tod seines Onkels erfahren, und mit diesem herben Falle die einzige und letzte Unterstützung verloren habe. Der Onkel lebte von einer Pension, die er bisher väterlich mit dem Neffen getheilt hatte; jetzt, wo dieser seine Prüfung bestehen wollte, dazu eine Summe von 300 Thalern, mindestens gerechnet, bedurfte, — jetzt starb der Geliebte, ohne, wie der Jüngling für bestimmt wußte, nur das Geringste hinterlassen zu haben. Die Aussicht war trostlos; so nahe am Ziele und so schmerzlich getäuscht! Sollte er sich durch Privatunterricht das Nöthige zu erwerben trachten: da vergingen vielleicht zehn bis funfzehn Jahre, abgesehen davon, daß er sich unter einer kargen, kümmerlichen Lebensweise bis dahin aufrieb, seiner Wissenschaft entfremdete, und dem Ziele nicht näher war, als jetzt. — So erzählte der Jüngling, und wehrte jetzt, wo er sich einer freundlich theilnehmenden Seele mittheilen wollte, den häufig herabstürzenden Thränen nicht.

Nach manchem bedauernden Worte, manchem gutgemeinten, wenn meist schwachen Rathschlage,

fragte Rupprecht ganz zufällig, und ohne sich des Motives bewußt zu sein, den Jüngling, ob er eine weibliche Bekanntschaft habe. — Eine Weile stockte der Musensohn und antwortete dann: „Nein!"

„Sie sind auch, wie das so häufig in unserer Stadt der Fall ist, mit keiner Frau oder Wittwe verbunden?" fragte der Kaufmana weiter.

„Gewiß nicht!" war Herzogs Antwort; „meine Umstände waren zu wenig glänzend, um einen Aufwand zu machen, der mich qualificirte, in die bessern Gesellschaften eingeführt zu werden. Meine Besuche beschränkten sich auf die Bibliotheks- und Collegienzimmer, auf das Theater, einige Concerte und Belustigungsörter, dabei habe ich mich vor Schulden gehütet."

„Haben Sie nie die Bekanntschaft einer reichen Dame gesucht?" fragte Rupprecht weiter; „Sie verstehen mich doch? Ihr Herren Studirenden," fügte er lächelnd hinzu, „habt ja eine eigene Benennung für derlei Liebesverständnisse."

„Ich fühlte keine Neigung," sagte der Jüngling ehrlich und offen, „auch fehlte mir die äußere An-

regung bei den Umständen, wo ich so zurückgezogen leben mußte."

„Ich würde Ihnen rathen," fuhr der Kaufmann fort, „eine solche Bekanntschaft zu suchen; diese könnte Sie leicht zu dem gewünschten Ziele führen."

Der Jüngling schwieg und blickte den Kaufmann, durch den Vorschlag etwas verletzt, bitter an. Das Wort Philisterseele hatte er schon auf den Lippen.

„Mißverstehen Sie mich nicht ganz," fiel Rupprecht ein, als er dies gewahrte, „halten Sie mich auch nicht für frivol deßhalb. — Wie in unserer Handelsstadt die meisten Ehen erst nach einer Procurationsvermählung der beiderseitigen Cassenbücher geschlossen werden, ist Ihnen gewiß bekannt; wie selten die Liebe mit in's Spiel kommt, nicht minder. Hat man sich anfangs eine Zeit dem lästigen Zwange hingegeben, so sucht man für das Herz, für die Frühlingsgefühle des Lebens bald eine andere Befriedigung; dem Zahlenleben opfert man die Pflicht; es ist beiderseitiges stillschweigen-

des Uebereinkommen, sich wechselsweise nicht zu geniren; dies wird nach und nach zur Sitte, und man findet seit längerer Zeit nichts Auffallendes mehr daran Viele Ihrer Collegen werden sich gewiß in ähnlichen Verbindungen befinden, und darin auch gefallen. Ueber das Unerlaubte einer solchen Liebe setzt sich der junge Leichtsinn hinweg, oder es strebt der Jugendmuth aus Principien sich für den Frühling die schönsten Blumen zu pflücken, und läßt später den Zufall sorglos die Wahl. Die junge Frau eines ungeliebten, unliebenden Gatten hat vielleicht durch ein großes Vermögen den Gehorsam gegen die Eltern ein Opfer gebracht, und zugleich der Pflicht gegen den bestimmten Ehegemahl ihr Theil abgetragen; soll sie auch die ersten seligsten Regungen an ihn verschwenden, der sie vielleicht nicht einmal erwiedert, der froh ist, sie nicht erwiedern zu müssen? Sie sehnt sich nach der Liebe, den Frühlingstraum des Lebens, sie sucht und findet. — Recht bitter ist eine solche Lage; recht schwer ein solches Pflichtfordern; das Umgehen derselben läßt sich vielleicht eben so schwer ent-

schuldigen, als verdammen; wie ich denn das Menschenherz nie verdamme vor dem berechnenden Menschenverstande! Es ist auch noch die Frage, ob ich mich da noch binden soll, wenn mich Jemand still-schweigend meines Versprechens, und sich des seinigen, mir gegebenen, überhebt und entläßt? Abgesehen aber auch von dem, so giebt es in unserer Stadt viele junge, reiche liebenswürdige Wittwen, die; nachdem sie die bittern Ehejahre und die Pflichtprobe überdauert haben, nach einer Liebe von eigener Wahl und Leidenschaft sich sehnen. — Wie leicht muß es Ihnen, um so mehr bei dem Umstande, daß Ihr Herz noch nicht verschenkt ist, werden, eine solche Partie zu finden, wenn Sie nur erst darauf ausgegangen sind?!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt," fiel Herzog halb mißmuthig über das Unanwendbare solch weitaussehender Vorschläge hier ein, „daß mir meine Verhältnisse nicht gestatten, in eine solche Annäherung zu gelangen."

„Deßhalb eben," sagte der Kaufmann, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, und lächelte dabei, „hätte ich Ihnen einen neuen Vorschlag zu

machen, der vielleicht näher zum Ziele führt. Um ein halbes Jahr bis zur Zeit Ihres Herbstexamens anständig zu leben, brauchen Sie 300 Thaler; für das Examen selbst die nämliche Summe; dies macht 600 Thaler. Die Hälfte dieser Summe will ich Ihnen geben oder leihen; versuchen Sie damit Ihr Glück. Ich verreise auf mehrere Monate in Handelsgeschäften; komme ich zurück, und Sie sind glücklich gewesen, so zahlen Sie mir das Geld zurück; hat es sich bei Ihnen nicht gefügt (ich meine, weder eine Partie, noch Lust und Neigung, noch ein sonstiges trautes Verhältniß), und bin ich in meiner Speculation nur halbwege glücklich gewesen, so erhalten Sie die andern 300 Thaler zum Examen, und mögen es mir dereinst nach Ihrer Anstellung zurückerstatten. — Was meinen Sie dazu."

Der Jüngling schwieg eine Weile betroffen; eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, und endlich sagte er, bitter lächelnd: „Sie vergegenwärtigen mir Tieck's Gedicht: Phantasie, wo der gefesselte Greis der Kerkergruft zur Königshalle, die Ketten zu Liebesbanden, sich täuschend, verzaubert;

vergessen Sie aber nur nicht, daß der Greis auch erwacht ist."

„Es ist mein heiligster Ernst!" rief Rupprecht rasch, und zog seine Brieftasche. „Ich will Ihnen nun zeigen, daß ein Philister auch uneigennützig handeln kann. Ihr Herren beschuldigt uns stets der Knickerei, der Gefühllosigkeit, und wie sich kürzlich ein Studiosus drollig ausdrückte: Wenn ihn ein Kaufmann ansehe, so komme es ihm stets vor, als wolle dieser aus seinem Gesichte lesen, wie viel Procente sich wohl aus diesen Zügen herauskriegen ließen. — Hier sind drei Wechsel zu hundert Thalern; doch nein!" rief der Kaufmann, sich wieder besinnend, „ich will sie Ihnen lieber in Staatspapieren geben."

Er that, wie er gesagt, und hatte alsobald die Summe von 300 Thalern vor dem noch immer staunenden, sprachlosen Jünglinge aufgezählt.

„Eine Verschreibung brauche ich nicht," fuhr er fort; „Sie sagen mir blos Namen und Wohnung, daß ich sie wieder zu finden weiß; meinen Namen brauchen Sie dafür nicht zu wissen. Kehre

das Erlebte ihn am weitesten davon entfernte, dem er allein sich entgegensehnte. — So knüpft der Mensch seine Träume und Erwartungen an die stark ergreifenden Ergebnisse der Gegenwart; ihre Wirkung combonirt er im Rausche nicht mit dem Lebensplane, und hat er erst ausgeträumt, gewahrt er mit Schrecken, daß sie es eben sind, sie, denen er fröhnte kurzsichtig und seine Blicke blos auf den einen, nahen, großen Punkt gerichtet, welche von der Wurzel aus schon sein angelegtes Gebäude untergruben und es jetzt zertrümmern.

In seiner Behausung angelangt, warf Herzog das Geld auf den Tisch, sich selbst auf das Sopha, und überließ sich in der Dämmerung des Gemaches seinen Träumereien. Anders gestaltete sich nun, bei kälterer Besonnenheit, Manches, als während des raschen Ganges und der Aufgeregtheit, in welche ihn der plötzliche Vorfall und der genossene Wein versetzt hatten. — Immer heller tauchte es vor ihm auf; immer klarer ward ihm sein Verhältniß. Er hatte also gewissermaßen seine Gefühle, seine zu erwerbende Liebe, den Lebensbund,

mit einem Worte, das Höchste des Daseins verpfändet, um das, was man Lebenserwerb nennt, zu erjagen?! — Er hatte zwar eine arme blinde Schwester, die von der Wohlthat entfernter Verwandten recht kümmerlich lebte, und die ihn liebte in der Nacht ihrer Blindheit, mehr als das Augenlicht, das sie im zwölften Jahre verloren, und er gedachte dieser Schwester freundlich und wehmuthvoll — aber er hatte auch einen Frühlingstraum seines Lebens ausgesponnen, die zarte Blume gepflanzt in das warme, reine Herz, und darauf Thränen der Seligkeit geweint, wie er sie Keime und Knospen schlagen sah, er hatte auch —

Da öffnete sich die Thür; herein trat Anna, die holde Tochter seiner Wirthin, und brachte ihm Licht.

„Guten Abend, Herr König,“ sagte sie scherzhaft lächelnd, und sah ihn aus dem funfzehnjährigen Madonnenantlitz mit den blauen Augen hold und schelmisch, kindlichfromm und liebend an.

Seit Herzog hier studirte, wohnte er bei einer

mittellosen, übrigens gebildeten und wahrhaft wohlgebornen Beamtenwittwe, deren Tochter Anna war. Wie er einzog, war sie noch ein Kind, aber ein sehr schönes, kluges Kind, und er hielt es für eine freundliche Erholung, der lieblichen, ihm fromm ergebenen Anna Unterricht in der Musik und im Zeichnen, worin er sich von der Schule her bedeutende Fertigkeiten erworben hatte, zu geben. — Die schöne Anna aber ward bald darauf zum vielversprechenden Backfisch, wie es die Studiosen nannten, und hing noch immer mit der kindlichen Zärtlichkeit an ihrem Rudolph, wie sie ihn oft brüderlich nannte. Da zog schon, als die Nachtigallen des vorigen Jahres im Rosenthale ihre ersten Melodieen schlugen, eine unendliche Ahnung, eine ungekannte Sehnsucht in seine Brust: als aber das Mädchen in ihrem funfzehnten Jahre zur vollkommensten Jugendknospe ward, als man sie Jungfrau nennen konnte, ihre schlanken Formen sich rundeten, der keusche Busen sich hob und wölbte, die Stimme auch Ausdruck der Seele in ihre Melodie erhielt, als Besonnenheit und Ernst das Ue-

bergewicht erhielten über den launigen Muthwillen, da wurde es auch ihm, der sie nicht mehr so unbefangen „sein Aennchen" heißen, so unverholen in Gegenwart der Mutter küssen und sträucheln konnte, den in ihrer alleinigen Nähe immer bangte, und gerade in den Momenten, wo sie am lustigsten und unbefangensten war, seine Brust am stärksten beklommen, seinen Muth am verzagtesten, sein Selbstgefühl am feigsten fühlte: da wurde es auch ihm klar, daß sie zur Jungfrau geworden, daß sie ihm mehr galt, ihm mehr gelten konnte, als das schöne naive Kind, daß ihn so brüderlich geliebt, ihn kurz vorher noch gedutzt hatte. Und an den Besitz dieses unschuldvollen, frommen, süßen Wesens kettete er seine Träume; sie war der leitende Stern, dem er durch die Entbehrung und Mühsal der Studienjahre entgegenstrebte, mehr, als er sich's bisher gestanden; sie war ihm schon zu viel geworden, das faßte er erst jetzt ganz; jetzt, wo er seine Seligkeit verschrieben, wo er den Handschlag gegeben und sich verpfändet hatte, entweder eine Andere zu lieben wegen des Geldes, an sie ewig sein

trübes Dasein zu ketten, oder in ein sündiges Verhältniß zu treten mit einem pflicht- und treulosen Weibe, dem er für Geld (der Gedanke entehrte ihn tief in der Seele) Liebe lügen, Leidenschaft heucheln, dem er seine Unschuld, seiner Gefühle erste Blüthenkeime, die allein der Sonne galten, welche sie in's Leben gelockt, schenken, vielleicht an die welke Brust legen sollte! — Und jetzt stand sie vor ihm, jetzt, wo es ihm erst recht klar ward, daß und wie unaussprechlich er sie liebe — sie reichte ihm die kleine weiße Hand hin und flüsterte noch einmal: „Guten Abend, Herr König!"

Er hatte ihr gestern ein selbverfaßtes Gedicht geschenkt, worin er den scherzhaften Anlaß zu einer Wette, deren Gewinn von ihr, die verlor, mit einem Kusse gelohnt werden sollte, besang, und sich am Schlusse glücklicher und reicher, als einen König nannte, durch den seligen Preis. Sie hatte ihm mit schalkhafter Neckerei, als er seinen Lohn verlangte, erwiedert: „Es wäre Uebermuth von mir, wollte ich nur im entferntesten mir einbilden, ich habe Güter zu vergeben, welche selbst Könige

zu beglücken vermögen. Ich bin darum mir, wie Ihnen, die Verweigerung schuldig; mir, um, wie gesagt, meinen Wahn nicht zu nähren; Ihnen, um Sie zu überzeugen, daß ich wirklich von aller solcher Eitelkeit entfernt bin." — Es hatte ihn ein wenig verdrossen, daß sie ihm gerade das versagte, wonach er gar so heiß brannte, und doch konnte er ihr nicht zürnen; denn die Art, mit welcher sie die ernsthafte Replik so höchst komisch vorbrachte, machte sie wieder so reizend und liebenswürdig, daß er ihr gern mit Gewalt um den Hals gefallen wäre, wenn es sich nur halbwege geschickt hätte, oder er, als sie ihn so treuherzig mit den Wunderaugen ansah, nicht gar so verzagt gewesen wäre. — Schon gestern und heute nannte sie ihn darum im Scherze stets Herr König, und darauf bezog sich nun auch ihr Gruß.

Er sprang jetzt verwirrt auf, faßte nach der dargebotenen Hand, preßte diese heftig, und erwiederte leise den „guten Abend."

Die Liebliche sah seine Befangenheit, sie trat ihm näher, und ihre Launigkeit verscheuchend, wan-

delte sie Blick und Ton in Milde und Sanftmuth. Sie streichelte ihm mit der Linken die Locken aus der Stirn, und sagte: „Gewiß haben Sie, Böser! wieder über den Tod des Onkels nachgedacht und über Ihre Lage gebrütet, und versprachen mir doch gestern, als ich Sie darum bat, Sie wollten nicht mehr trauern, sondern hoffen, wirken und vertrauen. Ich las Ihnen noch ein Stück aus Clauren's Christpüppchen vor, und so sehr Sie das Buch auch schimpfirten, hat es mir doch gefallen, alleinig des enormen Glückes willen, welches den Studiosus Stern darin trifft. — Sehen Sie, Rudolph! ihm hat Gott geholfen und —"

„Er hat auch hier geholfen," warf Herzog bitter ein, indem er auf das über den Tisch gebreitete Geld wies.

„Ei, sieh da!" sagte sie freudig überrascht, und wühlte mit der Hand in den Bankscheinen, „ich gratulire dem Herzog und König!"

„Er hat geholfen," wiederholte er noch einmal dumpf und gebrochen, „doch so, wie dem Landmann, welchem grausame Krieger frei stellten, das

Leben seines einzigen Kindes entweder zu opfern, oder sein ganzes Gehöfte einen Raub der Flammen werden zu sehen, und so mit dem geretteten Kinde den Bettelstab ergreifen zu müssen."

„Nun machen Sie den lieben, guten Gott gar zu einem grausamen Krieger!" fiel sie heiter und ermuthigend und freundlich verweisend, ein.

„Ach! Sie verstehen mich nicht, Anna — Sie können, Sie werden mich nicht verstehen," entgegnete er und fühlte die ganze Gewalt der Wehmuth, des namenlosen Liebesschmerzes über seine Brust kommen; „meine geliebte Anna!" wiederhohlte er bebend, und drückte sie heftig an sich, während ihm die Thränen seine Wangen herabrollten; „lassen Sie mich — gehen Sie, liebe Anna! Morgen — morgen!" —

Er verstummte und drückte sich, die weinenden Augen verbergend, in die Kissen des Sophas zurück; sie fühlte den Thränenthau aus ihren Augen perlen, sie hielt, ihm es zu verbergen, die Hand vor das Gesicht, als blende sie die Lampe, und verließ leise sein Zimmer.

Er weinte sich aus. In dem stillen Lager kam Kraft, und mit ihr Entschlossenheit in seine Seele. Wie er es auch immer erwog, so war er sich, seiner blinder Schwester, selbst der Geliebten die Annahme der dargebotenen Hülfe schuldig. Falsche Scham allein hatte ihn verhindert, den Kaufmann auf seine erste Frage nicht sogleich von seinem Herzensbündniß in Kenntniß zu setzen; er wollte jetzt sein Verhältniß von dem empfangenen Gelde arrangiren, seine äußern Umstände verbessern, fleißig auf die Prüfung losstudiren, und sich, wie er dem Geber ja mit Hand und Mund betheuert, später in die ersten Gesellschaften der Stadt mischen, um wenigstens äußerlich seinen Verpflichtungen nachzukommen — wenn er es auch in innerer Seele nicht vermochte. Wenn der Kaufmann kam, wollte er ihm treu und redlich seine erste Liebe, das Mißlungene seiner Bemühungen und seine Zuversicht gestehen, ihn bitten, auch die andere Hälfte der Summe zur Beförderung seines Glückes beizutragen, und so — wie gern träumt ja die Liebe und malt sich ihre Himmelskreise aus

— glücklich dennoch das Glückliche erringen. Annen, das war sein festester Entschluß, mußte Alles dies verborgen sein und bleiben. Die Lage der Dinge, befürchtete er, könnte den ersten Keim ihrer Liebe, dessen er gewiß zu sein meinte, frühzeitig zerstören, könnte sie trübe, bange, schwärmerisch machen, eine wehmüthige Entsagungsscene herbeiführen, mit einem Worte, seiner angebornen Verzagtheit unauflösliche Räthsel vorlegen. Wie er Alles aus einer fremden Seele gern errieth, hütete er sich auch stets, frühzeitig willkürliche Eingriffe in Gefühle zu thun, deren Richtung doch nur immer von äußern Bedingnissen abhing.

Er studirte fleißig, kleidete sich elegant und anständig, besuchte häufiger die öffentlichen Erholungsörter, ging im Theater in die Loge, wählte zu der gewöhnlichen, sehr eleganten Sommermasquerade ein elegantes Costüme, welches aller Augen auf ihn, und seine ausgezeichnete Persönlichkeit zog. Sein Betragen ward abgerundeter, sein äußerer Anstand feiner, sein geistreicher Kopf erhielt immer neuere Anregung, und mit dieser

wuchs sein Selbstvertrauen. Bevor er auf die Masquerade ging, zeigte er sich in dem geschmackvollen römischen Costüme der Geliebten. Sie staunte über die Pracht, streichelte ihm lächelnd die Wangen und den angeklebten Schnurbart, und meinte in ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit: er wäre doch ein schöner Junge! und als er für diese Schmeichelei mit einem Kusse danken zu müssen versicherte, nahm sie den Dank willfährig an. — Dies hatte ihn heute besonders heiter gestimmt. Nach der Scene jenes traurigen Abends hatte Anna nicht mehr gefragt; sie war zu bescheiden, und er zu vergnügt, besonders nicht jetzt Rede und Antwort geben zu müssen. Der Kuß hatte ihn so erfreut, daß er auf dem Balle Heiterkeit und Frohsinn athmete, und daß so der schöne Römer gar bald die Aufmerksamkeit auf sich zog. Viele Damen nahten sich ihm, und zeichneten ihm Buchstaben in die Hand; Alle irrten zwar, für Alle aber hatte er eine witzige, galante Replike bereit, die ihnen den Fremden nur noch interessanter machte. Am meisten verfolgte ihn eine dunkellockige

Sirene, mit dem bezauberndsten Wuchse und ein Paar Feueraugen, die blendend aus den Höhlen der Wachslarve hervorglühten. Sie hatte ihm schon einmal den Buchstaben W in die Hand gezeichnet. „Weh thut mir's," hatte er entgegnet, „daß ich nicht der Glückliche bin, der dies gesuchte W besitzt." — Sie nahte sich ihm bald wieder, und sagte mit einer seligen Zauberstimme: „Cousin! Wilhelm! verstelle Dich doch nicht weiter — ich habe Dich ganz sicher erkannt, Du Böser!"

„Fräulein!" entgegnete Herzog leicht scherzend, „ich wäre der glücklichste Cousin, wenn ich Ihr Wilhelm wäre, und der glücklichste Wilhelm, wäre ich Ihr Cousin — aber der Wahrheit die Ehre! ich muß verzichten!"

„Noch leugnen," sprach die Zauberin süß und drohend, scherzend und wie leis' erzürnt; „hier der Ring am kleinen Finger; was Du für ein frecher Lügner bist."

„Glücklich selbst," warf Rudolph wieder ein, „von diesem schönem Munde einer Sünde bezüchtigt zu werden, die man nicht begangen hat. Ich

bin ein Herzog, der Student, oder umgekehrt, ein Student, der Herzog heißt; schreiben Sie, Sirene, es den Blicken und Tönen zu, mit welchen Sie zwiefach berücken, daß ich so ganz verwirrt worden bin."

Die Maske ließ ihn kaum ausreden; sie ward über die vermeindliche Verstellung fast ärgerlich: „Das muß gerächt werden," sagte sie; „komm und demaskire Dich vor mir im Nebenzimmer, und bitte mir knieend den Spott ab, den Du mit Deiner Lügenhaftigkeit noch zu verbinden strebst."

Sie zog ihn nach diesen Worten in das anstoßende Büffet, er folgte, innerlich lachend über die Komik des bevorstehenden Auftrittes, und ließ unter einer Girandole, wo ihn die Sirene am Arme festhielt, die Maske fallen.

Ein leises Ach! des Schreckens entfuhr dem Munde der tödtlich überraschten Dame, als ihr Auge das wildfremde Gesicht erblickte; sie ließ seine Hand los, wankte einen Schritt zurück, senkte das Haupt und lispelte in der holdesten Verwirrung: „Verzeihung ich habe Sie sehr beleidigt!" — Aber

sie entfloh nicht, sie blickte noch einmal auf nach dem schönen Manne mit den blonden Locken und dunklen Augen; sie ließ ihm die bebende Hand, als er, ihr gefürchtetes Entfliehen zu verhindern, diese erfaßte; ihr Busen hob sich bänglich.

„Ja, gnädiges Fräulein," sagte Herzog jetzt mit erneueter Heiterkeit, „Sie haben mich fürchterlich beleidigt — deßhalb fordere ich zur Sühnung Ihre Demaskirung, oder ich nenne Sie meine Cousine Emilie, und wähle dieselbe Procedur, die mich ein glücklicher Zufall von Ihnen gelehrt hat, wenn Sie," dies setzte er langsam und fragend hinzu, „sich nicht für schon genug bestraft erklären, daß Sie durch meine unfreundliche Erscheinung getäuscht, und um eine schönere Erwartung betrogen worden sind."

Bei diesen Worten wagte er's bescheiden, nach der Rosaschleife zu fassen, welche die Wachslarve befestigt hielt, um sie auf den ersten Wink der Gewährung zu lösen.

„Um Gottes willen nicht!" rief sie hier plötzlich erschreckt aus, „ich bitte! bitte!" Das bitte

betonte sie so weich und flehend, daß er unwillkührlich nachgab, und wie festgebannt an den Gluthaugen hing, die plötzlich einen milden, schwärmerischen Ausdruck bekommen hatten.

„So darf ich wohl den Namen wissen den ich sogleich freiwillig hergegeben?" drang er weiter.

„Auch das darf ich nicht," wiederholte sie wieder sanft und mit dem Tone des Flehens, während ihre Blicke immer von seinem Antlitz zum Boden auf- und abflogen.

Jetzt legte er sich auf's Bitten, und während er ihre weiche warme Hand festhielt, und ihr immer tiefer und näher in die Augen starrte, flüsterte er weich und schmelzend: „Ich bitte, bitte!"

„Ich will," hub sie nach einer Weile an, „Ihnen die Mühe ersparen, ihn wieder bald vergessen zu müssen."

„Hab' ich den Spott verdient?" sagte er mit gelindem Vorwurfe.

„Nein, nein!" betheuerte sie, „doch wir sehen uns wieder, wenn die Götter günstig sind, und Sie der Bequemlichkeit wegen nicht vergessen ha-

ben.“ Sie suchte die Hand los zu machen, und wandte sich zum Fortgehen.

„So willst Du scheiden, Du holde Zaubererscheinung,“ klagte er, „und nicht einmal der Name soll mir bleiben, mit dem ich Dich nennen könnte in meinen einsamen Träumen!? Das ist zu grausam!“

„Ulysses verstopfte sich die Ohren vor den Sirenen,“ fiel sie jetzt scherzhaft ein; „Sie wollen die Rollen umtauschen; aber wir sehen uns wieder!“ Dies wieder betonte sie ausdrucksvoll, und huschte gegen die Saalthür. Er wollte folgen, sie aber winkte ihm flehend, zurückzubleiben.

Er band sich die Maske wieder vor, und warf sich von Neuem in das bunte Gedränge. Die Sirene ward er im ganzen Saale nicht mehr ansichtig. Später fand er einige lustige Freunde, und durchschwatzte mit diesen am Schenktische den Rest der Nacht, in Erzählung der gehabten Abentheuer. Von seiner Sirene erwähnte er kein Wort, denn er stand unter seinen Collegen im Rufe eines

argen Sentimentalen, und hatte deshalb oft manche Neckerei auszustehen; zwar hatte sie allgemeines Aufsehen erregt, doch erschöpften sich Alle vergebens in Vermuthungen, die eben so nichtig verschwanden als sie leicht kamen.

Gegen 6 Uhr des Morgens ging er nach Hause, und je mehr er sich seiner und der schlummernden Geliebten Wohnung näherte, um so mehr verschwand das nächtliche Zauberbild aus dem Bereiche seiner Phantasie. — Er entschlief fröhlich, aber in den Träumen kehrte die Sirene wieder; er stand wieder mit ihr in dem einsamen Büffet, sie ließ auf sein Flehen die Maske endlich fallen, und Annens Antlitz tauchte hervor, und „Anna!" flüsterte er überrascht und zweifelnd, und sah auf die fremdartigen schwarzen Locken, welche sich von Annens Stirn herniederringelten; da aber kam ein zweites Traumbild heran und warf das Vorhergehende wie ein Kartenhaus über den Haufen. So jagte ein Bild das andere, bis er heiter und gestärkt erwachte, und sein Lied zum Fenster hinaus in die milde Mailuft sang.

Auf diese Art kam der Monat August heran, und jetzt fiel es ihm centnerschwer auf die Brust, daß er für die äußere Befolgung seiner Versprechens doch gar so wenig gethan, sich im Gegentheil nur immer weiter in seine erste Liebe verloren hatte. Es war der vierte Monat bereits da; jetzt mußte der Fremde wieder kommen, und es bangte ihm nicht wenig, wenn er bedachte, mit wie wenig Freiheit und Muth er ihm entgegen treten konnte.

Die eleganteste Straße der Stadt, die Ferdinandsgasse, worin die angesehensten Familien der Stadt wohnen, wird von den Studirenden die Fensterparaden-Straße genannt, denn hier gucken jederzeit viel schöne Köpfe holder Müssiggängerinnen von Frauen und Mädchen heraus, und mustern zur Kurzweil die Vorübergehenden. Die Officiere der Garnison und die Studirenden verfehlen dann, wie bekannt, auch nicht, zu gewissen Stunden des Tages, sich hier entweder den Geliebten oben zu zeigen, ihnen Grüße zuzuwinken, oder dergleichen zu empfangen; andere wieder, die Aufmerksamkeit

auf sich zu ziehen, zu erobern, Bekanntschaften anzuknüpfen.

Regelmäßig entschloß sich nun auch Rudolph, durch die Straße zu gehen; er mußte über sich selbst lachen, da er sich in der Mitte der andern Gecken und Incroyables gravitätisch hinabschlendern sah. Er guckte wohl nach den Fenstern hin und her, sah manchen dunkeln Lockenkopf, manches vom blonden Glorienschein umwallte Madonnenantlitz, ihm aber, der ja nicht mit dem Vorsatz gekommen war, Eindrücke zu erregen, oder zu empfangen, glitten die Erscheinungen nur wie matte Traumbilder vorüber. Durch dieselbe Straße aber stets zurückzukehren, um sie, was gar nicht auffällig war, noch ein- und mehrere Male hinabzulaufen, dazu war er nie zu bewegen, denn er hatte, trotz der sich erworbenen Lebensabgeschliffenheit, noch einen guten Theil seiner fast mädchenhaften Sittsamkeit, die ihm besonders wohl ließ, erhalten. Darum kehrte er immer auf einem Umwege durch eine rechts anstoßende Quergasse, welche gleichfalls von Palästen besetzt, aber nicht so sehr

belebt war, zurück, um wieder an den Anfang der Paradenstraße zu gelangen. — Er war so eines Tages schon dreimal durch die genannte Querstraße gegangen, ohne sich um die Häuser und Fenster viel zu bekümmern; er hing lieber seinen Gedanken nach. Jetzt bog er zum vierten Male um die Ecke, und erst diesmal fiel ihm an dem zweiten großen palastähnlichen Hause der neue schöne Balcon auf, eine Seltenheit bei der alten Bauart der Stadt, wo jedes Haus einen vorgebauten, verunstaltenden Erker hat. Wie er das zierliche, goldlackirte Eisengeländer sich noch aufmerksamer besah, fiel zufällig sein Blick auf das nebenanstoßende Fenster mit einem Papageienkäfig und daneben an — er bebte erschrocken unwillkürlich zusammen, — lehnte ein weibliches Haupt, auf den Arm gestützt, ein Antlitz wie Schnee, umgaukelt von Locken, die nachtschwarz auf die Schultern rollten, belebt von Augen, deren zündendes Feuer auf dem Jüngling haftete, deren Gluth ihn zu verbrennen drohte. Er senkte seine Blicke, und war im Augenblicke so verwirrt, daß

er nicht wußte, ob er die Straße herauf oder hinab gekommen, und nach welcher Richtung er gehen sollte. Fast unschlüssig drehte er sich auf einem Flecke herum, und noch willenloser hob er die Augen wieder empor zu den Gluthsternen, und sah sie forschend auf sich ruhen, und in dem idealsten Engelantlitze wie den leisen Anflug eines freudigen Lächelns. — Sie mochte seine Verwirrung wohl bemerkt haben — er raffte sich darum auf, und eilte die Straße hinab; nach zwanzig Schritten aber drängte es ihn wieder, sich umzusehen, und — es durchbebte ihn zauberisch in diesem Momente, sie hatte sich herausgebeugt mit den vollen, ovalen Schultern, dem reizend verhüllten Busen, und sah nach ihm; er ging langsamer, wandte sich an der Ecke noch einmal um, und — ihre Blicke waren noch immer auf ihn gerichtet. —

So erschüttert und bezaubert er war, mußte er sich doch gestehen, daß diese Theilnahme sehr auffallend war; die Dame zu kennen, konnte er sich nicht im entferntesten erinnern. Das Zauberbild in seiner ungesehenen Schönheit aber stand

noch immer vor ihm, wie ein leuchtender Punkt, und er eilte auf seinem Umwege wieder zum Eingang der Paradenstraße, um von hier aus wieder in jene Querstraße zu gelangen. Was ihn so gewaltig trieb, die schöne Erscheinung noch einmal zu sehen, wußte er sich nicht zu erklären. — Er trat in die Straße hinein, und — richtig! sie lehnte noch im Fenster und drehte das Köpfchen nach der Straße hin und her. Sie gewahrte ihn; er bebte, wie er unter der Hutkrempe scheu hinauf sah; er war im Gesichte glühend übergossen, das fühlte er. Menschenleer war in diesem Momente gerade die Straße, auch aus den Fenstern sah Niemand; jetzt war er gerade unter ihr, und blickte noch einmal hinauf — sie lächelte, sie — das Taschentuch entfiel ihrer Hand, flatterte herab und gerade auf seine Schulter. Er faßte darnach, sah empor, sie verneigte sich dankend; er stürzte in das Haus hinein. — Auf der Treppe aber stand er plötzlich still und besann sich, und drückte die Hand an das klopfende Herz und fragte sich, was er thun wolle; er konnte sich ja in Allem ge-

täuscht haben; was wollte er oben? Wer weiß, zu wem er eintrat? Welche Kühnheit! Er machte sich vielleicht lächerlich, oder erschien wenigstens zudringlich. — Die Kniee bebten ihm, und er fühlte sich keines Wortes mächtig. Er ging so, den Gedanken des Momentes ergreifend, hinein in das Stübchen des des Portiers, gab ihm das Tuch mit dem Bedeuten, es der Dame im ersten Stockwerk, wo es herabgefallen war, zu übergeben. So stürzte er zum Hause hinaus, wie ein gescheuchtes Reh, und die Straße hinab; einen Blick warf er hinauf: sie war nicht am Fenster — war vielleicht in das Gemach getreten, ihn zu empfangen, wenn er den Fund brachte. Warum er aber so zaghaft sich benommen, warum er floh: darauf hatte seine grenzenlose Verwirrung abermals keine Antwort. — Zu Hause angelangt, kam die Reue über ihn. Er beschuldigte sich der Indelicatesse; trauerte über die schöne Gelegenheit, die er sich hatte entgehen lassen, dem zauberholden Wesen näher zu kommen; machte sich tausend Vorwürfe, daß er sie so doch offenbar beleidigt; sie kannte ihn

gar vielleicht, wenn er sich dessen auch gar nicht entsinnen konnte; war vielleicht die Tochter eines seiner Professoren, welche er oft besuchte. Er vermied Annens Nähe, weil es ihm wohl that, in dem räthselhaften Ereigniß zu brüten und Gedanken zu spinnen.

Er raffte aber am folgenden Morgen seinen Muth zusammen; selbst auf die Gefahr, sich lächerlich zu machen, ging er zu derselben Stunde nach der Straße, und wie beklommen auch das Herz pochte, doch festen Schrittes am Hause hin. Er blickte auf; sie saß hinter dem einen geschlossenen Fensterflügel, halb verdeckt durch die rothe Gardine, schien zu nähen und dazwischen zu lauschen. Sie hatte ihn erblickt, war zusammengefahren, wollte aufspringen, hielt sich aber. — Er blickte fest und lange hinauf, wie ungestüm ihm auch die Pulse flogen; noch einmal hoffte er auf die weiße Taube, und kehrte so in Mitte der Straße um. Diese war fast menschenleer; nur einige Kinder spielten weiter unten, und ein großnasiger, bebrillter Magister sah aus einer Dach-

stube, pflegte aber seiner Bohnen, die er in die Dachrinne gepflanzt; alle andern Fenster waren leer und meistens verhängt, weil die Bewohner ihre Landhäuser bezogen hatten. Er kehrte also um; sie stand jetzt am Balcone über das Geländer gelehnt, im blühend weißen Morgenanzuge, die ganze, holde, herrliche Gestalt, wie ein schönes Traumbild der Phantasie, das ein dichterischer Pygmalion in's Dasein gerufen, wie eine der schönsten Frauen Mailands, wenn sie Abends die Balcone des Corso schmücken; aber sie sah nicht nach ihm, sie sah nach der Straße hinauf, das rechte Händchen hielt eine grün unterlegte Stickerei; er weidete sich an dem ganzen, vollem Anblicke der idealen freigegebenen Formen, und wie er näher und näher trat, ward die weiße Taube zur Taube mit dem grünen Oelblatt; die Stickerei flatterte herab. Ein Sprung, er hatte sie erhascht, und stand bereits oben im Vorzimmer der Belletage. Dem Kammermädchen, das ihm öffnete, sagte er, sie sollte ihn bei dem Fräulein melden; als sie aber die Stickerei in sei-

ner Hand sah, lächelte sie, öffnete die Thür und hieß ihn eintreten.

Und hier stand es vor ihm, das herrliche Wesen in den schneeigen Gewändern, überhaucht durch das gebrochene Licht der rosenfarbnen Gardinen, wie mit einem Morgenrothsdufte; sie neigte sich ihm entgegen mit niedergeschlagenen Augen; er trat bebend näher und hielt die Stickerei vor sich. „Vergebung!" stammelte er, und die Stimme versagte ihm. — „Sie haben meine Unachtsamkeit schon gestern einmal bestraft," begann sie mit einer glockensüßen Stimme, und schlug die Flammenblicke milde und gesänftigt empor, und es durchzitterte ihn abermals bei den Tönen dieses Organs, wie bekannt und so hinreißend; aber er raffte all' seinen Muth zusammen und fiel leise ein: „Und heute, Gnädigste, bestrafe ich Sie zum zweiten Male, noch schlimmer dadurch, daß ich selbst komme."

„Ob Sie mich heute, ob gestern mehr bestraften," sagte sie rasch, indem sie die Zeichnung an einem Ende nahm, während er sie am andern

hielt, „mögen Sie sich selbst beantworten; Sie scheinen sich ja ohnehin leicht beruhigen zu können über jedes augenblickliche Ereigniß, und es war recht gut, daß ich Ihnen damals den Namen verschwieg, als Sie so ernstlich nach ihm forschten. Sie haben die Person schon vergessen, und das Auge ist doch treuer, als das Gedächtniß, wenn es einen bloßen Namen zu merken hat."

„Und also Sie, mein Fräulein!" fiel Rudolph bis zum Tode erschüttert, ein, und hielt sich an das Tabouret, das ihm zur Seite stand, während sie leise in das am großen Trimeau hinter dem Mittelfenster stehende Sopha sich senkte, „Sie waren die zauberische Maske des letzten Balles, und Sie konnten so lange — so lange grausam genug sein, mir das jetzt zufällig errungene Glück zu entziehen!?" — Er ließ sich nieder auf den Sessel, und saß ihr so gegenüber.

„Ich sagte Ihnen doch," fuhr sie hold lächelnd fort, indem ihre Blicke nur scheu unter den Wimpern zu ihm aufflogen, „daß ich Sie damals der Mühe überheben wolle, etwas zu behalten, was

man zu leicht und gern vergißt; es sind dies Scenen des Lebens, die allzuhäufig kommen, als daß das Gedächtniß —"

„Und ich," fiel er rasch dazwischen, „muß Sie nur aufmerksam machen, daß mir das Sternbild Ihres Antlitzes eben so verhüllt blieb, als Sie mir den Namen verschwiegen. Aug' und Ohr hatten darum keine Merkmale für das Gedächtniß; sie glichen einem compaßlosen Fahrzeug. Aber jetzt erinnere ich Sie auch an das gegebene Versprechen! Sie sagten, wenn wir uns wiedersehen, sollte mir der Name kund werden!?"

„Sie wünschten damals nur des Antlitz," versetzte sie lächelnd; „als dies nicht geschah, forderten Sie den Namen. Ihr erster Wunsch scheint Ihnen gar nicht befriedigend gelöst worden zu sein, da Sie so sehr auf den zweiten dringen."

„Dann sagen Sie mir ihn nie, nie," rief Rudolph hastig, „ich bitte darum — nie!"

„Und werden Sie auch nie darnach forschen?" fragte sie, schalkhaft lächelnd.

„Nie!" betheuerte Herzog; „ich setze meine

Ehre darauf, ich werde es geflissentlich vermeiden, ihn zu erfahren, wenn —" er stockte; das Herz und der Athem flogen ihm wieder schneller; sie sah ihm mit dem rosigen Antlitz fragend lächelnd in die Augen; er setzte leise hinzu: „wenn sich die holde Besitzerin nicht mir wieder verbirgt, wenn sie dem Auge sein Sternbild nicht raubt?!"

Er war hier seiner Befangenheit Meister, er war begeisterter geworden; da faßte er nach der weichen, warmen Hand, die in ihrem Schooße ruhte und drückte sie innig und fest an die brennenden Lippen. Sie hatte auf seine Bitte nicht geantwortet, aber der zauberisch kirrende Seitenblick war eine Antwort lesbarer Züge, wie mit Demantlettern an das Himmelhaus gezeichnet.

„Einem Irrthum," hob sie endlich wieder an, „muß ich Sie entreißen. Sie nennen mich Fräulein und ich bin —" einen Moment stockte sie, dann fuhr sie gesenkten Hauptes fort, „eine Wittwe."

„So jung und so schön," rief Rudolph, „und schon durch Schmerzen geprüft!?"

Sie entgegnete nichts darauf, sondern wendete das Gespräch auf andere Gegenstände. Rudolph verlor allmälig in ihrer Nähe die Befangenheit; denn das siegend brennend=vernichtende Auge, es lächelte auch so sanft, es konnte Thränenblicke spenden und entlocken; der hohe prachtvolle Wuchs war nun gebeugt und schmiegsam vor ihm, und die stolze Haltung des Kopfes unter der Lockenpracht fromm und züchtig herniedergesenkt; die Stimme, welche auf der Maskerade etwas Ergreifendes, Gebieterisches hatte, war zum einschmeichelnden Flötenton geworden: — sie erweckte Vertrauen, und der Jüngling sprach von seinem Leben, seinen Träumen, seinem Streben und von Hoffnungen, den bunten Erscheinungen der Frühlingswelt, von Kunst und Wissenschaft — und sie schien ihm jedes Wort von den Lippen abzuhorchen, so geistreich, so reizend sprach er, so gern horchte sie.

Er war zwei Stunden geblieben, und fühlte nun die Schicklichkeit, sich zu entfernen. Er brach auf, und bat um die Erlaubniß, wiederkommen

zu dürfen. Sie gestattete es und meinte, sie habe am Ende der St. Georgsvorstadt ein niedliches Landhaus, wo sie meist den Nachmittag und Abend verbringe; dort in ihrer schönen Einsamkeit würde er ihr besonders willkommen sein.

Einen minutenlangen Kuß drückte er ihr zum Danke dafür auf die Hand. Wie er sich an der Thür noch einmal wandte, rief der Papagei im Fenster: „Herzog! Herzog!" und der überraschte Jüngling sah die Erscheinung an mit einem, eine Gedankenwelt umfassenden Blicke; sie war mit Blut übergossen und beugte das Haupt, sich verneigend, tief herab; er ging. —

Was er auf dem Wege nach seiner Wohnung träumte, er wußte es später selbst nicht. Anna kam ihm entgegen; er drückte diese in stummer Seligkeit an sich, und küßte sie glühend. Und jetzt, gerade in diesem so äußerst gereizten Momente gestand er sich, und fühlte es auch nicht anders, als daß nur *sie*, nur Anna allein seine Geliebte sei. — Wie er später für sich nachsann, stellte er sich mit der, jedem schwankenden Herzen begegnenden

irrigen Combination beide Wesen als zwei Sterne der Liebe auf: Anna für das Leben, für des Hauses stille Seligkeit; jene als das Ideal, die Göttin seiner dichterischen Träume, die Zauberin der höhern Weihestunden. — Dieser Gedanke schon war der erste Schritt auf seinem Abweg.

Er besuchte die schöne Wittwe auf ihrem Landsitz. Herz und Sinn wurden hier gefesselt. Sie führte ein magisches Leben, in Bequemlichkeit, Pracht und Anmuth, zwischen Nachtigallen und Blüthen. Ihren Vornamen hatte sie ihm bei seinem spätern Besuche genannt: sie hieß Emilie; sie hatte aber ihre Bitte wiederholt, nicht nach ihrem Familiennamen zu forschen; übelwollende Verwandte, betheuerte sie, bewachten alle ihre Schritte, und das unschuldigste Verhältniß könne in deren Augen als Sünde ausgeprägt werden.

So kam der Jüngling, dessen inneres Leben durch den Umgang mit der schönen, geistreichen, gebildeten, gefühlvollen Frau eine höhere Anregung und Bedeutsamkeit erhielt, oft; er fühlte sich später sogar unglücklich, wenn er einen Tag abgehalten

ward. In ihrer Brust war die Liebe erwacht; seit der Scene des Maskenballes glühte sie darin als dämmender Morgenstern; sie kämpfte sichtbar dagegen; aber wie will der Mensch die eine Kraft seiner Seele bekämpfen, die, wenn sie sich gegen ihn rüstet, ihn schon um sich selbst ärmer macht und schwächer, und ihm nur die zagende Vernunft läßt gegen einen zwiefachen Feind; wer will die Bahn des Sternes hemmen, wer den Waldstrom dämmen! Rudolph seinerseits war noch immer mit sich zufrieden. Der größte Theil seines Herzens gehörte noch seiner Anna; er fing an, sich zu überreden, wie sich diese doppelte Neigung wohl vereinigen ließe, und nannte den Vorschlag des Fremden, der ihm auf solche Weise ein ungekanntes, ungeahntes Glück aufgeschlossen, einen sehr verständigen. Etwas beruhigter ward er nun auch von der Seite, daß er seinem gegebenen Versprechen nach Kräften nachgekommen, und was ihn dagegen auch wieder beruhigte, war, daß Emilie, so offen sie ihm auch ihre Liebe gestanden, so sehr sie seiner alleinigen Liebe gewiß zu sein glaubte,

nie auch im entferntesten auf eine festere Verbindung für die Zukunft anspielte, und ihn auch diesfalls durch keine Besorgniß drückte.

Bis hierher ging Alles gut; als er aber an einem Sommerabend in der Jasminlaube, nur belauscht durch silberne Sterne, welche durch das Laub blinzelten, an die Brust der Heißgeliebten sank, als Herz am Herzen schlug, Lippe an Lippe bebte, und die irdische Liebe sich zu seiner geistigen gesellte, als das bisherige Himmelsbild dadurch in sein Leben trat, und beide Pole seiner gedichteten Leidenschaft umschlang: da liebte er sie ganz, er liebte sie allein! und triumphirte über die Wonnen, die er nicht geahnt, die er nicht geschätzt, da er sie nicht erkannt; da füllte nur sie seine ganze Brust, da war sie ihm Erde und Himmel, Blume und Sternbild zugleich. Wie am Horizontrand der letzte Stern beim Aufgang der Sonne, so schwand und erblaßte Annens Bild.

Anna ahnte, was mit ihm vorging; aber sie verbarg ihm ihre Empfindungen. Bisher hatte sie geglaubt, er könne nur sie, sie könne nur ihn

lieben; als der schöne, wohlgekleidete Jüngling aber allen ihren Freundinnen gefiel, als alle weiblichen Augen sich auf ihn wendeten, die Töchter des Kammerraths im Hause gegenüber sich weit zum Fenster herauslegten, wenn Rudolph durch die Straße ging, und ihm nachsahen: da fühlte sie, daß es nicht genug sei, ein Gut nur zu besitzen, daß man sich den Besitz auch sichern müsse, und daß es Gemüther gebe, die nicht mit dem eigenen Besitzthum allein zufrieden, auch nach Anderm streben. Zwar schien er noch liebend und unbefangen wie sonst; er liebte sie auch noch wie früher, scherzte, tändelte, neckte sich mit ihr; aber sie sah schärfer und tiefer in das Geheimniß des Herzens hinab; sie erlauschte Ringe an seinen Fingern, ein goldenes Medaillon mit einer Locke auf seiner Brust, — Dinge, die er vorher nie besessen. Sie schlich sich einmal, da er entfernt war, auf sein Zimmer; er hatte das Bureau offen gelassen; sie kramte mit klopfendem Herzen darin, und fand mehrere kostbare Geschenke, welche er bisher sorgsam verborgen, sie fand sogar Briefe, welche die

glühendste Leidenschaft athmeten, mit „Emilie" unterschrieben. — Jetzt hatte sie Gewißheit; die Nacht kam über sie; der Schmerz drückte sie zu Boden; aber sie schwieg. Rudolph sah das rosige Mädchen verblassen, er sah sie häufig mit rothgeweinten Augen, er gewahrte, wie sie scheu und beklommen gegen ihn ward, ihn oft vermied; als sie aber auf seine öftern theilnahmvollen Fragen immer mit einem: „Mir fehlt nichts!" antwortete, hielt er ihre Leiden für eine Krankheit, wie sie zarte Naturen oft beim Austritte aus dem Kindesalter in die Jahre der Jungfrau befällt. — Noch immer schmeichelte er sich mit der Träumerei, Emilie als seine goldene, schöne Jugendliebe, den seligsten Traum der Blüthenzeit, das brausende Feuer der Leidenschaft zu halten; die Liebe zu Anna den treuen, schützenden Stern im Gewirr des Lebens, das dauernde Feuer des Herzens zu nennen.

Als ihm aber Emilie eines Tages mitten im seligsten Rausche gestand, wie sie ihn getäuscht, wie sie keine Witwe, sondern die angetraute Frau

eines Andern sei: da machte es ihn doch erbeben, denn sein noch rein gebliebenes Herz durchschauderte das doppelte Gefühl der Sünde. Als sie ihm aber weiter erzählte, wie sie die arme Waise eines banquerottirten Kaufmanns gewesen, wie sie, von ihren Verwandten genöthigt, einem reichen Manne die Hand gegeben, den sie nicht liebte, ja der sie selbst nicht liebte, der seinen Lebensfrühling bereits lange verträumt hatte, der sie blos nahm, um mit ihrem Besitzthum zu prunken, sie wie eine Waare, wie ein Gemälde hielt, das er beschauen und selbstgefällig von Andern bewundern ließ, dem nur an dem Bewußtsein des Besitzes gelegen, wie einem Raritätensammler, der kostbare Bücher kauft, nur um sie zu besitzen und zu verschließen; der nach ihrer innern Liebe gar nicht strebe, weil er selbst keine zu geben vermöge; den Neigung und Leidenschaft oft von ihr trieben: — da ward er beruhigter in seinem Innern, da minderte die Leidenschaft die Schuld; er gedachte seines unbekannten Freundes und der Grundsätze, welche ihm dieser gelehrt, die, waren sie auch mitunter ver=

werflich, doch auf Erfahrungssätzen — dies lehrte hier augenscheinlich Emiliens Beispiel — beruhten.

So träumte er schön und selig fort. — Die Entdeckung schien bald nur eine dunkle Wolke, die, immer zum kleinern Punkte werdend, allmälig verschwand. Emilie sprach nun mehrere Male von der Rückkunft ihres Gemahls; sie wohnte auch nun ganz in der Stadt, wo sie der Geliebte, dem sie Vorsicht einschärfte, meist im Abenddunkel besuchte.

Herzog war häufig nach Lindenruh hinausgegangen, ohne seinen Unbekannten zu finden. Zwei Monate waren schon über die Rückkehrsfrist verstrichen — es hatte Niemand nach ihm gefragt; er konnte, da er den Namen nicht wußte, nach Niemand fragen, und so mußte er nicht anders denken, als der Fremde sei auf seinen Reisen verunglückt. Vor der Rückzahlung seiner erhaltenen Summe war ihm gar nicht bange, denn Emilie hatte ihm mit aller Feinheit und zarten Liebe so viel von Geschenken aufgedrungen, daß er nicht nur seine äußern Verhältnisse glänzender gestaltet,

sondern auch bereits sein Examen rühmlich abgelegt hatte. In letzterer Zeit war er auf Antrieb Emiliens in die ersten Gesellschaften der Stadt gekommen, hatte sich mit ihr daselbst oft getroffen, stets aber die strengste Fremdheit gegen sie affectirt; er ward bald allgemein als bescheiden, liebenswürdig, geistreich und galant bekannt.

Schon war er mehrere Tage nicht in Lindenruh gewesen, als er sich an einem schönen Octobernachmittage seinen Fuchs, welchen er den Geschenken der Geliebten verdankte, satteln ließ, und fröhlichen Sinnes, von bunten Träumen umspielt, hinausritt.

Im Thorwege sprang er ab, dem Marqueur die Zügel zuwerfend, und flog in den Garten, wo in der warmen Luft viele Gäste saßen. Als er an einer Laube vorbeiging, rechts und links Bekannte grüßend, hielt ihn plötzlich etwas am Rocke; er sah hin: es war: der fremde Kaufmann, welcher in diesem Augenblicke auch schon, freudig bewillkommnend und bewillkommt, an seiner Brust lag. — Sie eilten nach einer entfernten Laube,

um sich hier über das Erlebte auszusprechen. — „Ist das Ihr Pferd, auf dem Sie kamen?“ fragte der Kaufmann lächelnd. — Rudolph bejahte, und der Kaufmann fuhr fort: „Also glücklich gewesen?“ — Rudolph ergoß sich nun in Dank und Anpreisung seines Glückes; er erzählte ihm in flüchtigen Umrissen die Geschichte seiner Liebe zu Anna und Emilie, nannte diese aber eine Wittwe, verschwieg ihren Vornamen, und hatte die Freude, daß der Kaufmann seine Freude theilte. „Jetzt können Sie,“ schloß er, „Ihr Darlehn mit Dank zurückerhalten.“

„Lassen wir das,“ fiel der Kaufmann ein, und bleiben Sie mein Freund. Uns hat der Zufall auf eine so eigene, originelle Weise zusammengeführt, daß ich denke, das Schicksal habe sich mit uns Beiden eine eigene Aufgabe gestellt; darum ein andermal davon. Was mich betrifft, so war ich höchst glücklich in meinen Speculationen, und dies die Ursachen meines so langen Ausbleibens. Gestern kam ich an, hatte heute Vormittags kaum eine Last von Geschäften

abgeworfen, als ich Nachmittags an Ihrer Wohnung vorüberging, die Fenster jedoch verschlossen fand. So ritt ich auf gut Glück heraus, und wir fanden uns Beide recht freundlich und freudig. — Was Ihr Verhältniß betrifft, so spielen Sie Ihren Roman nur fort; bei dem Umstande, wo Ihre Wittwe auf keine Verbindung dringt, halten Sie die Verbindung aufrecht, bis Sie eine Anstellung erhalten und Anna, welche, wie Sie meinen, Sie noch immer liebt, zum Traualtar führen können. Es ging mir und vielen hundert Männern eben so, daß sie nicht die erste Liebe in's Brautbett bringen konnten. — Wir Männer müssen uns erst Glück, Aussicht, Vermögen oder Anstellung erwerben, bevor wir heirathen dürfen; dabei gelangen wir in ein reiferes Alter, in die Jahre hinein, wo der erste Rausch und die Empfänglichkeit meist schon verflogen sind. Wollten wir bis dahin warten mit der Liebe, so hätten wir die schönste, empfänglichste Zeit verpaßt, den Blumenstaub von unseren Gefühlen gestreift, den Lebensfrühling mit seinen Gluthen und Gewährungen begraben. Durch

die Jugendliebe werden tausend Kräfte der Seele geweckt, tausend Gefühle entzündet. Ein sechs und dreißigjähriger, philisterhafter Junggeselle ist die traurigste Erscheinung für den Ehestand; er hat nicht lieben gelernt, und jetzt vermag er die Jünglingsgluth nicht mehr in die trockene Brust zu locken. Die armen Mädchen sind dabei freilich zu bedauern, die für den Frühling ihrer Liebe nicht mehr die Knospen der Gegenliebe erhalten. Aber sie mögen Genugthuung von dem Stande unserer bürgerlichen Verhältnisse fordern, die es nicht anders bedingen. — Nicht wahr, lieber Freund!" setzte er scherzhaft hinzu, „ich denke sehr frivol, aber sehr lebenspraktisch."

Sie sprachen noch hin und her, bis sich der Kaufmann erhob, indem er sagte: „Meine Frau hat heute einen Kreis von Freunden geladen, um meine Rückkehr zu feiern; sie gedenkt mich damit zu überraschen. Ich würde Sie gern einführen, wie Sie denn von nun an als mein Freund auch mein Hausfreund werden sollen, wenn ich dadurch nicht meiner Frau das süße Vergnügen, mich zu

überraschen, raubte. Darum vergeben Sie wenn ich jetzt fort muß. Wir sehen uns morgen hier, und sprechen eines Ausführlicheren."

„Ich begleite Sie," sagte Rudolph, und rief nach den Pferden. Sie ritten so im Wechselgespräch bis an das Thor, wo sie sich trennten denn Rudolphs Wohnung lag im östlichen Theile der Stadt, während der Kaufmann seinen Weg nach dem entgegengesetzten Theile nahm.

Am folgenden Tage sahen sie sich wieder. Der Kaufmann aber, der Rudolphen seinen Namen — er hieß Rupprecht — entdeckt hatte, schien heute sehr verstimmt; er horchte theilnahmlos den Erzählungen Rudolphs, welcher ihm seinen Liebesroman eines Ausführlicheren erzählen wollte, und als dieser endlich, um nur einen anderen Gegenstand in Anregung zu bringen, von der Rückerstattung seines Anlehens begann, fuhr der Kaufmann heftig auf: „So viel Tausende, als Sie da Hunderte nennen — meinen ganzen Gewinn der letzten Reise, die Hälfte meines Vermögens gebe ich lächelnd für eine Gewißheit, für die Gewißheit

dessen, was mich drückt. Sei das Ende tröstend oder schrecklich; nur Gewißheit! — Lassen Sie sich, junger, lieber Freund! nicht irre machen in Ihrer Freude, es wird vorübergehen. Eine Ungewißheit peinigt mich nur und verstimmt mich. Ich sollte mich eigentlich schämen, so reizbar zu sein. — Wenn ich Sie darum heute, wie ich versprach, nicht in mein Haus einführe, schreiben Sie es der Verstimmtheit zu, welche mich in den engen Gemächern noch mehr drückt, als hier, und mir und Ihnen jeden freudigen Genuß verleiden würde."

Herzog forschte nach der Ursache dieser Verstimmung. — „Ihnen nicht," versetzte der Kaufmann düster, „Ihnen kann ich es nicht sagen; — Doch lassen wir das; es wird vorübergehen; so oder so, und dann werd' ich ganz ruhig sein können."

Sie trennten sich abermals; der Kaufmann erwähnte seiner gestern gegebenen Zusage mit keinem Worte, Rudolph erinnerte ihn nicht daran.

Zwei Tage sahen sie sich nicht. Herzog hatte inzwischen zweimal mit Emilien gesprochen, ein-

mal an einem dritten Orte, wohin sie ihn in einem Bilette beschied, und die größte Behutsamkeit einschärfte; das andere Mal in ihrer Stadtwohnung in der Abenddämmerung. Bei dem letzten Besuche war sie sehr beklommen; ihr Gatte, erzählte sie, sei zwar noch nicht zurückgekehrt, aber eine bösgesinnte Schwägerin scheine von ihrem Umgange eine Ahnung erhalten zu haben, weshalb sie nun mit der größten Behutsamkeit zu Werke gehen müsse, um bis zur Ankunft ihres Mannes den Schein des Verdachtes ganz zu vertilgen. Sie schieden liebeheiß, und doch schwamm sie beim Abschiede in Thränen, die er ihr tröstend abküßte. Sie drang ihm noch einen Brillantring und eine selbstgefertigte Brieftasche auf, welche er zu Hause beim Oeffnen mit Banknoten gefüllt fand. Er hatte sich schon einmal gegen die vielen Geschenke, die sie ihm aufnöthigte, erklärt; die Last seiner Schuld ward immer größer, und die Demüthigung, die darin lag, drückte ihn schon hart genug, aber „es ist ein Theil dessen, was ich sonst zum Putze verschwendete,“ sprach sie, und sie schmeichelte so süß

ihre Wehmuth, die Thränenblicke gaben ihr ein so reizendes Ansehen, daß er sie schonte, daß er sich heute wiederholt gestand, wie es doch ein herbes Unglück, besonders für ein weibliches Gemüth sei, ungeliebt und ohne Liebe vermählt zu sein.

Als er dicht in seinen Mantel gehüllt im Dunkel zum Hause hinaustrat, bemerkte er eine gleichfalls in einen Mantel verhüllte Männergestalt, welche ihn hart anging, ihn anstarrte, auf sein kund gegebenes Befremden aber zurückblieb, und ihm nur in einiger Entfernung bis zur Straßenecke folgte, da aber wieder umkehrte. Er fand nichts Befremdendes in diesem Auftritte; Jemand konnte ihn verkannt, und sich erst, nachdem er ihm eine Weile nachgegangen, von der Person überzeugt haben.

Am folgenden Morgen stürzte Rupprecht auf seine Stube. Er sah sehr zerstört aus, fiel ihm um den Hals und rief mit gebrochener Stimme: „Morgen ist Alles vorbei; ich habe Gewißheit, so gut als Gewißheit; aber eine schreckliche! — Einziger Freund, lasse mich ausweinen an Deiner

Brust!" — und er zerfloß wirklich in Thränen an des Freundes Busen. Dieser suchte ihn zu trösten, und er ging in der That beruhigter von dannen. Herzog zerbrach sich vergebens den Kopf über des Freundes seltsames Betragen.

Rupprecht hatte ein armes, ihrer Schönheit wegen fast berühmtes Mädchen geheirathet. Wie er sie mit Glanz und Herrlichkeit umgab, gedachte und forderte er, ihr Herz solle allein an ihm hangen, mit dem gewaltigsten ersten Feuer der Liebe. Er hatte bereits früher geliebt, hatte seine Jugend genossen; er liebte jetzt mit der Kraft und dem Bewußtsein des Mannes, verlangte aber eine grenzenlose Leidenschaft, die ihn über jeden Verdacht beruhigen sollte. Er war eifersüchtig bis zum Rasendwerden; Sünden, die er selbst begangen, standen auf in seiner Erinnerung, und er zagte immer, es könne ein Vergeltungsrecht geübt werden. — Seine Gattin, deren Brust von Empfindungen glühte, die ein sehr reizbares, verlangendes Gemüth besaß, fand sich bald getäuscht in ihren Erwartungen: statt einer Seele voll Feuer

und brausender Zärtlichkeit, wie sie träumte, fand sie den eifersüchtigen, kalten Gatten. Hierzu gesellte sich noch das Bewußtsein, ihm die Regungen ihres Herzens wie eine Sklavin verkauft zu haben, und das Herz wandte sich bald ab und blieb leer, und schwärmte von einem unbekannten, von einem künftigen Geliebten, den es sich ausmalte mit allen Reizen der Phantasie. Sie hatte von der frühern Lebensweise ihres Gatten gehört; sie sah das Beispiel vieler andern Frauen, sah die elegante Welt den Mantel der Delicatesse darüberziehen; ihr Leichtsinn gesellte sich zu den Phantasieen des ungestümen Blutes: — und auf der uns bekannten Maskerade, die sie, weil sie allein war, ganz heimlich, und ohne sich zu entdecken, besuchte, schlug ihre Stunde. Von diesem Momente, bis zu der Zeit, als sie den Jüngling wieder sah, gehörten ihm ihre Träume, war er ihr Ideal; dies ließ sie auch, wie sie ihn endlich fand, manche äußere Rücksicht vergessen. So fiel sie, und tröstete sich durch den Preis ihres vermeintlichen Glückes nicht über die Gewissensbisse, die sie oft

quälten. Jetzt, wo der Gatte wieder ankam, wurde die Seele noch ängstlicher, noch schuldbewußter; aber sie vermochte sich nicht loszureißen von der Liebe, die ihre Einzige, ihre Seele, ihr Leben war.

Als Rupprecht ankam, steckte ihm ein Freund, der die Wittwe indeß beobachtet hatte, den Verdacht, welchen er geschöpft, ohne ihm aber Bestimmtheit geben zu können, ohne über die Person im Klaren zu sein. Rupprecht war niedergeschmettert. Was er bisher gefürchtet, als das Schrecklichste gefürchtet, und darum nicht für leicht möglich gehalten hatte, das stand nun in seiner ganzen Vernichtung vor ihm. — „Undank!" murmelte er, „Undank! Ich habe Dir ein glänzendes Loos geschaffen, ich liebte Dich mit aller Macht meiner Seele, treu und beständig. Du hättest vielleicht an der Hand eines gemeinen, rohen Handwerkers verkümmern müssen, im Schooße der Erbärmlichkeit. — O Undank! und Nemesis!" fügte er dumpf hinzu. Er war von tausend Zweifeln zerrissen; er glaubte, und wollte doch nicht

glauben. Er beobachtete seine Gattin, sie schien unverändert; dieselbe Liebe und Offenheit lag in ihren Mienen und Aeußerungen. Dies zerrüttete ihn nur noch mehr. „Ist sie schuldig," dachte er, „und diese Larve ist Gleißnerei, dann doppelten Fluch über sie; denn die Sünderin ist verstockt. Der Leichtsinn seines eigenen Lebens ward nun zur schrecklichsten Folter für ihn, und doch überredete er sich, ihre Sünde sei größer, verabscheuungswürdiger, als je eine der seinigen gewesen: denn sie hatte Pflichten, ewige Pflichten; er, da er Andere geliebt, war frei, sündigte nicht am eigenen Schwur.

Rupprecht's Lage war grenzenlos unglücklich. Er rang jetzt nur nach Gewißheit; das Entsetzen, das darauf folgen sollte, konnte, mußte, war ihm dunkel und ungewiß, war ihm aber lieb als Entsetzen; denn er hatte keine Anforderungen mehr an die weite Schöpfung.

Er brachte seine alte Amme, die als Haushälterin in seinem Hause lebte, der Frau zwar sehr ergeben war, aber mit mütterlicher Liebe an ihm

hing, vor. Er beschwor sie durch Bitten und Verheißungen. Endlich gestand sie ihm unter Thränen, es gehe ein junger Mann, dessen Gestalt und Stimme sie wohl kenne, ein und aus bei ihrer Herrin. Lisette, das Kammermädchen, war die Vertraute des Verhältnisses, aber der Frau zu sehr ergeben, von der durfte man nichts erforschen, wollte man sich nicht verrathen. — Doch er hatte ja genug an dem Höllengedanken, an der ganzen Hölle, die darin lag. Er wollte aber wieder dem Entsetzlichen frei entgegengehen, sehen, den furchtbaren Auftritt erleben und enden; er wußte selbst nicht, was er wollte.

So ging er von nun an bereits drei Abende hinter einander aus dem Hause, um über die hintere Mauer wieder zurückzukehren. Die alte Amme mußte an einem Treppenfenster lauschen; er wartete in seinem Cabinette, wohin sie ihm Bescheid bringen sollte. Sie hatte ihn mit Thränen beschworen, der lieben gnädigen Frau doch nichts Böses zu thun; er tröstete sie über diesen Punkt, indem er mit Hohn hinzusetzte: „Es ist vielleicht gar

ein guter, lieber Freund, und die Sache wird mit einem Scherze schließen."

Einmal überraschte er einen hohen Mann, der in einen Mantel gehüllt aus seinem Hause trat, wie er gerade hineingehen wollte; er war so ergriffen von der Nähe seines Glücksräubers, daß ihm die Kniee bebten, daß er ihm blos bis an das Ende der Straßenecke folgen konnte.

Es war gestern ein stürmischer Abend. Herzog fühlte sich unwiderstehlich zur Geliebten gedrängt, obgleich für diesmal keine Zusammenkunft beredet war. Bald lag er an der Brust der Theuren, und verbannte ihre namenlose Bangigkeit durch seine Liebesscherze. Er schwelgte an ihren Lippen, er ruhte an ihrer Brust, und sie ward bald ganz Heiterkeit und Gegenliebe. Ihr Gemahl war heute, wie gewöhnlich ausgegangen, und kam wie sie bestimmt wußte, vor 11 Uhr nicht zurück.

Der saß aber in seinem dunklen Cabinette, mit düster glühenden Augen, brütend wie die geheime Rache, finster leuchtend, wie das Entsetzen in einer Donnerwolke. Jeder Pulsschlag des Herzens

war ihm wie ein Hammerschlag, der an die Pforte des Todes, an die Pforte des Wahnsinnes, der furchtbarsten Nacht pochte. — Die Thür ging auf, er schauderte zusammen; die Alte kam hereingeschlichen; das Antlitz, das sie zum Mitleid furchtsam verzogen, schimmerte ihm durch die Dunkelheit wie verzerrt, einer Hexenlarve ähnlich, höhnisch und grinzend entgegen. Sie sagte bebend und zitternd: „Er ist da." — „Gut," sagte Rupprecht ohne Athem, und fühlte das Herzblut zu Eis werden, den kalten Schauer über sein Haupt rinnen: „gut!" und griff willenlos nach einem Stilet, das von seiner Reise her noch ausgepackt auf dem Tische lag. Was er damit wollte, er wußte es nicht — früher schon war ihm der Gedanke aufgestiegen, er könnte von dem vielleicht stärkern und besonnenern Ehrenräuber, der entfliehen wollen würde, noch mißhandelt werden; er glaubte vielleicht dies zur Schutzwehr gebrauchen zu können.

So schlich er leise auf den Zehen näher; die Verzweiflung gab seinen Sehnen Kraft, denn seine Geister taumelten wirr durch einander. Er öffnete

die Thür ihres Cabinets; rechts an der Wand stand das rothe Sopha, darauf saß sie im weißen Gewand, rechts neben ihr der Geliebte; sie hatte seinen Hals umschlungen, sein Haupt ruhete auf ihrer Brust — Erd' und Himmel war neben den Glücklichen untergegangen; sie sahen den bleichen Todesengel nicht. Rupprecht hatte keinen Athem; es war todtenstill, aber Emilien's Brust athmete hörbar. Jetzt lispelte sie: „Ich liebe nur Dich allein, und ewig, ewig!" — Und jetzt war die Furie in Rupprecht's Brust losgelassen, das Stilet war aus der Scheide, und mit dem krächzenden Geschrei: „und mich! und mich!" stürzte er näher, und der Stahl haftete auch schon bis an das Heft in ihrer Brust. Sie sank mit einem leisen Schrei; der Geliebte sprang auf, von der Straßenlaterne fiel ein Schein auf sein Gesicht; Rupprecht sah es und brüllte fürchterlich auf: „Herzog! Herzog!" Er gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß dieser, mehr noch durch die eigene Ohnmacht niedertaumelte, und mit dem Haupte an die Thür fiel. Rupprecht aber brach in die Kniee,

und donnerte langsam aushaltend: „Führe uns nicht in Versuchung!“ und schlug sich mit der geballten Faust vor die Brust.

Wie ich ihnen gestern fand im Hause des Schreckens,“ endigte der Erzähler nach einer Pause, „habe ich Ihnen bereits berichtet. — Er sieht seinem Tode vertrauungsvoll entgegen; er ist stumm und in sich versunken, nur manchmal betet er: „Führe uns nicht in Versuchung!“ denn wie er jenen Jüngling in Versuchung geführt und zur Sünde angeleitet, so hat das ewige Rächeramt den Blitz auch auf sein Haupt gewendet.“

Hier schwieg Silber, und es erfolgte eine lange Pause, während welcher wir uns erholten. Die Mädchen saßen bleich und in Thränen aufgelöst da; selbst der Onkel war sehr erschüttert.

„Und was ist mit Herzog geworden?“ fragte endlich leise Aurora.

„Er liegt im Nervenfieber,“ erwiederte der Criminalrath; „blasser Engelskopf wacht in Thrä-

nen aufgelöst an seinem Lager. In lichtern Momenten hat er mir Mehreres, was ich so eben mitgetheilt, erzählt; er ist niedergedrückt vom Schuldbewußtsein, und entsetzlichen Phantasieen hingegeben. Ihm gewährt nur der Tod Hoffnung und Trost."

„Wehe!" fiel Julie ein, „wenn nur der Tod Zuversicht und Ruhe bringen kann, und die Erste trostlos ist."

„Was soll er aber," fiel ich meinem Freunde supplirend ein, „mit dem sündebeladenen Herzen, dem unausziehbaren Reuestachel in der Brust, der ihm gewordenen Berüchtigkeit im Kreise der Menschen, um so mehr, er, der auf sich allein steht, nicht in ferne Länder fliehen kann, seinem Rufe zu entgehen? — Die Harmonie seines Innern hat einen gewaltigen Riß erhalten, den nur der kalte, sühnende Tod wieder stimmen kann. Selbst Anna's Liebe muß fernerhin für ihn zur Qual werden; er konnte sie noch so lange lieben, als er wußte, daß seine Untreue ihr unbekannt war —

jetzt, wo Alles aufgedeckt vor ihr liegt, kann er sich kaum ihres Mitleids würdig achten."

„Rupprecht," erzählte Silber weiter, „bat mich, als er vernahm, daß ich, die Aussage Herzog's zu confrontiren, zu diesem gehe, ich sollte den Jüngling seiner Vergebung versichern; er hege keinen Groll gegen ihn; möge er ihm, dies wünscht er, ebenfalls vergeben, daß er sein Lebensglück so furchtbar zertrümmert; — wie er ihn verführt, so habe der Himmel wieder seinen Blitzstrahl auf sein Haupt geschleudert. — Beide gleichen in der That Wagehälsen, welche sich auf eine schwindliche Höhe gestellt, daselbst tollkühn Kurzweil treiben, bis einer den andern hinunterreißt in den Abgrund, der Verführte den Verführer."

Wir sprachen noch recht lange so hin und her besonders fesselte unsere Theilnahme jetzt die schöne Anna, welche um den ersten und den einzigen Werth ihres Lebens, um ihr seligstes Glück gebracht, und an den bittern Loose doch schuldlos war.

Spät trennten wir uns, und wünschten beim Abschiede uns wechselsweise für die nächste Zusam=

menkunft einen freudigeren Gegenstand der Unterhaltung. — Ueber der Stadt lag die Todtenstille mit dem Schlafgewande des dunklen Nachthimmels. Silbern gestand ich meine Werbung, die ich bei Julien vorgebracht, und sagte dabei ahnungsschwer: „Eine trauerbewegte Zeit hab' ich gewählt; mag die Morgenstunden und den Mittag und den Abend ein heiterer Sonnenhimmel segnend decken! — Gute Nacht!"

4.

Es war im Spätherbst 18.. Wir saßen wieder am traulichen Kamine der Geliebten. Da fragte Aurora nach dem heutigen Datum, und plötzlich sich besinnend, rief sie: „Heute ist ja der schreckliche Jahrestag von Rupprecht's Morde!"

Wir horchten auf und der Sturmwind klirrte wieder mit den Schneeklumpen an die Fensterscheiben, als wollt' er zu erkennen geben, daß auch er wieder gekommen sei.

„Wahrlich ein Jahr," begann der Criminalrath, „und von den vier Personen, die uns damals

beschäftigten, sind fast Alle zur Klarheit und zum Frieden gekommen. Unser edler Monarch hat in Erwägung der mildernden Umstände von Rupprecht's That dessen Todesurtheil in zehnjährigen Festungsarrest verwandelt; so lebt dieser noch im stillen Wahnsinn, der sein Leben freudenlos, aber auch dornenlos allmählig aufzehrt. Ueber Emiliens Grab zieht sich die Moosdecke, und auch Herzog liegt an der kalten Mutter Erde Brust; Schneeglocken waren die ersten Blüthen, die seinen Hügel zierten; von seinem Nervenfieber zwar genesen, siechte er hin und verschied in Anna's liebendverzeihenden Armen. Der gnädige Monarch hat nur das halbe Vermögen Rupprecht's confisciren lassen; davon hatte dieser wieder die Hälfte an Herzog oder seine Hinterlassenen vermacht. Vor seinem Tode noch hat dieser Anna und seine blinde Schwester davon betheilt; wie klar aber das reine Gemüth Anna's seinen letzten Wunsch verstanden, hat sie gezeigt; sie ist mit ihrer Mutter hingeeilt zu Rudolph's blinder Schwester, und ist dieser

eine Schwester geworden und ein Stab in der Finsterniß. Heil ihr!"

„Und so hat der Friede Alles versöhnend umschlungen," sagte Julie mit Erhebung; „die Wunden haben ausgeblutet, und die ewige Liebe läßt neue Blumen keimen an der Stelle der verblühten."

Maler Ghigi.

Novellette.

Glücklich der Mensch, der frei von Gewissens=bisse ist! Sein Lager gewährt ihm frischen und ruhigen Schlummer, ihn erdrückt nicht ein furchtbares Gespenst; er schreckt nicht plötzlich auf, die Stirn voll kalten Schweißes und seine Augen werfen nicht stiere Blicke umher. Er sehnt sich nicht nach dem Tagesanbruch, wie nach einer Wohlthat; er flieht ihr nicht, wie einen Verwurf. Ein niederschlagender Gedanke, ein gräßliches Phantom verfolgen nicht seine Schritte; seine Phantasie zaubert ihm nicht, wahnsinnig, ein grimmiges Gespenst vor, welches unerträgliche Blicke auf ihn heftet, welches den anklagend gegen ihn erhobenen Finger nie sinken läßt. Er antwortet nicht in heftigem Tone auf die Schmeichelworte seiner jungen Gemahlin; er stößt nicht mit Schmerz die Liebko=

sungen seiner Kinder von sich; er erzürnt sich nicht über ihre lärmenden Spiele; —

er fühlt keine Gewissensbisse! —

Man beneidet mich um meinen Ruf und meinen Ruhm, eiserne Kronen, welche meine Stirn verbrennen, und die ich doch nicht wegwerfen kann!

Man beneidet mich um meine Schätze, meinen Palast, meine Güter, um die Pracht, die mich umgibt. Ach! nehmt Alles hin, aber befreit mich von meinen Gewissensbissen!

O, wer vermöchte das?

Ich habe im Beichtstuhl gekniet! ich habe blutige Thränen vergossen, ich habe meine Brust zerschlagen, und der Ausdruck meiner Verzweiflung hat den Mann Gottes durchdrungen. „Beruhige Dich, mein Sohn, hat er mir im Ton himmlischem Mitleidens gesagt: es gibt kein Vergehen, welches nicht durch eine solche Reue vergeben werde." — Er hat mich angehört und der Abscheu hat ihn fliehen gemacht.

Ich bin den jungen Künstlern gefolgt und habe

ihre Verirrungen nachgemacht. Sie sagten mir, das Bachus und Amor in ihren Orgien meine Leiden vergessen machen würden. Aber der Wein berauschte mich nicht, und ihre verliebten Vergnügungen schärften nur meine Schmerzen!

Einst sah ich einen Einsiedler, welcher weit von den Menschen lebte. Er pries mir die Ruhe, welche er in der Einsamkeit gefunden, und ich flüchtete in eine Wüste. Aber vergebens betete ich, vergebens quälte ich meinem Leib mit Fasten und Geißelhieben; ich ward entkräftet und abgemagert, aber immer blieb ich von meinen schrecklichen Erinnerungen gefoltert.

Man sagte mir, daß die Frauen wunderbare Geheimnisse besäßen, um den verlorenen Frieden wieder zu geben; daß kein Wesen auf der Welt, wie sie, den Schmerz einzuschläfern und die Verzweiflung zu beruhigen verstehe: man sagte mir, daß man, in ihren Armen gewiegt, das Haupt an ihren Busen gelehnt, Gewissensruhe und Frohsinn wieder finde, daß sie die Erinnerung reinigten, und Alles vergessen machten.

Ich nahm Marianen zum Weibe; einen Engel von Schönheit, Sanftmuth und Liebe; das himmlischte Wesen, was je berauschende Worte in das Ohr eines Mannes flüsterte; aber ach! ihre Liebkosungen sind mir zuwider, tödten mich; ich kann sie nur mit harten Worten, mit gleichgültigen Reden, mit ablehnenden Bewegungen erwiedern; und warum? weil sie mich Ghigi nennt!

Ja, der Name Ghigi — schreckliches Wort! — verfolgt mich ohne Unterlaß. Die Venetianer, die Fremden, mein Weib, mein Sohn, Alle scheinen sich verschworen zu haben, meinen Ohr jenen Namen „Ghigi" ertönen zu lassen, welcher mich zu Verzweiflung bringt.

Wenn sie wüßten, was für Leid sie mir anthun, wenn sie wüßten, welchen Dolch sie mir ins Herz stoßen, welches Röcheln sie mich hören lassen!

Denn ich bin nicht Ghigi, mein Name ist Antonio Ferragio.

Ghigi ist ein Name, den ich gestohlen habe; ein Name, welcher mir alle Verbrechen vereint

zurückruft: Undank, Verrath, Gewalt, Ehebruch, Raub, Mord!

O, wie wollte ich eilen zu sterben, gäbe es keine Hölle; wäre der Tod ein Nichts! Aber ein Leben ohne Ende — Unglücklicher! — ein Leben von ewigen Qualen, ein Leben, wo ich immer den schrecklichen Namen hören müßte: Ghigi! Ghigi! —

Nie werden mein Kopf, meine Seele einen Gedanken fassen, mit welchem sich nicht dieser Name vermischte. Er ist ein Theil meiner Natur geworden, er ist meine Todesstrafe, mein unabwendliches Geschick.

Und selbst in diesem Augenblick, da ich allein hier bin, allein, von Nacht und Schweigen umgeben, wie ist es möglich, daß ich ein schreckliches Vergnügen — eine Höllenqual empfinde, Gedanken aufzuschreiben, die meine Verzweiflung sind! —

Erklärt mir, wie eine unwiderstehliche Gewalt, der ich mich nicht zu entziehen vermag, mich an diesen Tisch kettet, meine Feder bewegt und mich

zwingt, das Schrecklichste der Geheimnisse dem Papier anzuvertrauen! —

Ach! dürftet ihr nie Gewissensbisse fühlen! —

Auch für mich gab es eine Zeit, da ich ruhig war, ohne Gewissensunruhe; aber damals war ich frei von Verbrechen! Ich war ein schlanker Jüngling, mit schwarzen Lockenhaar, ein Jüngling, der sich mit Wonne einem regellosen und besorgten Leben hingab. Das Vergnügen war ein großes, mein einziges Geschäft; ich genoß den Augenblick, und sorgte nie für die kommende Viertelstunde, vielweniger für den folgenden Tag.

Eine Nacht, eine einzige Nacht, verwandelte mein Schicksal, und machte mich zum Verworfensten, Verächtlichsten der Menschen. Ich hatte sie zum Theil — diese schreckliche Nacht! — in vollendeter Schwelgerei hingebracht. Den Kopf von Wein erhitzt, ging ich mit meinen Genossen in den Straßen Palermos nach Abenteuern aus, als wir einer Dame, von zwei Reitern begleitet, begegneten.

„Ich wette," rief ich, „daß ich diese schöne Unbekannte den Schleier abnehmen mache."

„Ich helfe Dir!" rief einer der Sinnlosen, die mich begleiteten.

Dies kostete zwei Menschen das Leben; einer der Reiter und mein Freund fielen. Unterdessen erhob ich den Schleier der Dame. — Es war die alte Mutter des Gouverneurs! —

„Antonio Ferragio," sprach sie zu mir, „Dein Kopf soll für den Tod meines Bruders büßen!"

Wohin sollte ich mich nun retten? schon eilten Sbirren auf den Hilferuf der Dame herbei, welche unaufhörlich den Antonio Ferragio nannte.

Ich lief ohne zu wissen wohin und fand mich als der Tag graute, allein am Meeresufer, mehrere Meilen von Palermo.

Ich warf mich vor Müdigkeit und Verzweiflung meiner selbst nicht mehr mächtig, auf den Sand hin. Ich wollte dort mein Schicksal erwarten, dem ich nicht entrinnen konnte, denn es war unmöglich, mein Verbrechen zu leugnen, da eins der Opfer desselben mich erkannt hatte; ich besaß keinen Heller, wußte nicht, wo eine Zuflucht zu su-

chen, denn, wer mich aufgenommen hätte, wäre mit mir untergegangen.

Ein noch junger Mann ritt vorüber. Unglücklicher Augenblick! — Da er mich bleich und bewegungslos liegen sah, glaubte er mich von Räubern beraubt und ermordet. — Warum war es nicht so! — Gerührt von meinem Elend, nahte er sich, mir beizustehen. Seine Fragen, sein Mitleid ermüdeten mich.

„Laßt mich," sagte ich, „ich habe den Oheim des Statthalters getödtet."

„Steigt hinter mir auf das Pferd, kommt ich will Euch eine Zuflucht geben, wo Euch der Statthalter wohl nimmer finden wird."

Ich hatte mich verloren geglaubt, hatte in der Zukunft nur das Schaffot erblickt! Urtheilt was ich bei diesen Worten empfand, die mir die Hoffnung wiedergaben.

Ich schwang mich auf das Pferd und nach einem Ritt von drei Stunden langten wir bei einem unscheinbaren Häuschen an. Das Innere entsprach dem Aeußern, die Wände unbedeckt; doch

zum Theil mit Gemälden, des größten Meisters würdig, behangen.

Als wir uns niedergelassen, begann der großmüthige Fremde: „Ich habe Euer Geheimniß, ein Geheimniß von Leben und Tod; um Euch über meine Treue zu beruhigen, will ich Euch das meine anvertrauen: Ihr habt von Ghigi sprechen gehört, dem Neapolitanischen Maler, welchen man seit zehn Jahren entweder todt, oder nach Mexiko gereist glaubt. Ich bin Ghigi. Nachdem ich lange in fremden Ländern meine Kunst studirt hatte, kam ich nach Neapel zurück, wo mich Niemand wiedererkannte, denn ich war Waise und funfzehn Jahre von Abwesenheit und Reisen hatten mich sehr verändert. Ich wollte mich in dieser Hauptstadt niederlassen und mich den Beschäftigungen meiner Kunst hingeben; da sah ich die Tochter des Grafen Rienzi, da gelang es mir, Paola's Liebe zu gewinnen."

„Alle meine Vorsätze gab ich auf, machte meine Habe zu Gelde, entführte Paola, und die Rache einer angesehenen und mächtigen Familie fürchtend,

suchten wir unter angenommenem Namen Zuflucht in Palermo. Ich kaufte dieses Landhaus, wo ich mit meiner Paola ein unaussprechlich glückliches Leben führe."

„Ja, das Geheimniß, was uns umgibt; das Bewußtsein, uns nie trennen zu müssen, das Eine für das Andere zu leben; die Freiheit, meine Kunst, zwar unbekannt, aber auch ungestört vom Neide, treiben zu können: Alles dies verbreitet über unsere Existenz einen friedlichen Reiz. Ich habe dem Ruhm mit dem Glück vertauscht und die trügerische Freundschaft der Menschen mit der Liebe meiner Paola, und es vergeht kein Tag, wo ich nicht dem Himmel für diesen glücklichen Tausch danke. Ich habe Euch entdeckt, was Niemand auf der Erde wußte, als Paola und ich. Ihr seht jetzt, daß Euer Zufluchtsort sicher ist." —

Ich Elender, habe dieses Glück zerstört, habe es unwiederbringlich vernichtet. Ach, Ghigi, wie habe ich Dir für Deine Wohlthaten gelohnt.

Meine Muße, meine Einsamkeit in diesem abgeschiedenen Ort, der immerwährende Anblick eines

anbetungswürdigen Weibes entflammten mein sicilianisches Blut.

Eines Tages, von tausend Flammen entzündet, außer mir, unfähig meine Gluth inne zu halten, finde ich Paola schlafend, schließe sie plötzlich in meine Arme, und erliege meiner verbrecherischen Leidenschaft.

Herbeigezogen durch das Geschrei der Armen, eilt Ghigi herzu, sie zu rächen — ein Dolchstich streckt ihn zu meinen Füßen nieder.

Aber welcher schreckliche Augenblick! ich glaubte Höllengelächter aufschlagen zu hören, ich glaubte eine Stimme zu vernehmen, welche mir in's Ohr sagte: Reise nach Rom, nimm diese Gemälde, sage: ich bin der Maler Ghigi, ich komme von Mexiko zurück.

Ja, es war ein Teufel, der mir diesen Rath gab, denn ein Mensch vermöchte nicht, den Gedanken zu einer solchen Schandthat zu fassen; ja, es war der Fürst der Hölle, denn ich fühlte an meinem Ohr seinen brennenden Hauch.

Aber dies Weib! — aber dieser Leichnam: —

Ghigi kann wieder aufleben ... seine Zunge kann sprechen, seine Hand schreiben.

Eine wahnsinnige Wuth, ein glühender Schwindel erfaßten mich, und als ich wieder zur Besinnung kam, waren zehn Tage verschwunden, ich selbst am Bord eines Schiffes, dessen Feuerschlünde den Hafen von Nattuno begrüßten, und ich saß auf einem Kasten, welcher die Gemälde des Wohlthäters enthielt, den meine Wuth geopfert hatte.

In Rom angelangt stellte ich einige dieser Gemälde aus, nannte mich ihren Urheber, und bald wiederholte man mit Begeisterung den Namen: Ghigi. Man stritt sich um diese Gemälde; Ruhm und Schätze wurden mir zu Theil, und der Rausch des Ruhmes und Geldes betäubten mich über das Andenken meiner Verbrechen, welches von Zeit zu Zeit zurückkehrte, mich zu verfolgen, aber bald von dem Strom rauschender Vergnügungen und dem Zauber eines großen Rufes erstickt wurde.

Ich hatte so, während einiger Jahre, eine Art von Glück. Ich hatte meine Gemälde verkauft bis auf ein Einziges, das Schönste von Al=

len: es war eine Jungfrau, das göttlich Kind säugend.

Der Fürst Borgia sah es, gab mir eine ungeheuere Summe dafür, und ließ es sogleich unverhüllt nach seiner Galerie bringen.

Von Verwunderung hingerissen, sammelte sich die Menge bald um das Meisterstück, und folgte ihm bis zum Palast des Fürsten, indem sie die Lüfte von dem ruhmvollen Namen: Ghigi: wiederhallend machten. Man trieb den Eifer so weit, daß ich, trotz meiner Weigerung, in dem unbedeckten Wagen des Fürsten, mitten unter dem Jubelruf der bewundernden Menge, diesem Triumph beiwohnen und dem Gemälde folgen mußte.

Die Menge war so groß, daß der Karren eines Unglücklichen, den man zum Tode führte, nicht vorbei konnte. — Ach, welches Zusammentreffen!

Es war ein stummer Bettler, welcher, von der Noth getrieben, ein Stück Brod gestohlen hatte. Bei meinem Anblick, bei dem Rufe: Ghigi! richtete er sich auf, streckte zwei verstümmelte Hände gegen mich aus, suchte mit seiner ohnmächtigen

Zunge einige Töne hervorzustoßen, und sank dann verzweifelnd zurück. — Es war Ghigi! —

Ach, müßtet ihr nie Gewissensbisse empfinden.

Mutter Martha stöhnte auf dem Lager; denn der Krampf hatte wieder ihre Brust erfaßt. Matt nur brannte die Lampe in der einzigen Stube, die vom Hausgeräthe überfüllt war, so daß die mannichfaltigen Gegenstände, die an Wänden und Decke hingen, gar seltsame Schattenbilder formten. — Marie die achtzehnjährige Tochter der Leidenden, saß auf der Ofenbank und nähte bei der Leuchte an einer Decke, die sie der Mutter um die Füße breiten wollte, weil jene besonders über das Erstarren derselben klagte. Sie blickte oft über der Arbeit nach der Kranken, und die Mienen des schönen blassen Gesichtes überzuckte jedesmal ein schmerzliches Gefühl, so oft sich der Schmerz dort durch laute Seufzer kund gab. Jetzt

wimmerte die Alte stärker als jemals auf, und die Tochter sprang, die Arbeit schnell bei Seite legend, an das Lager, und zog die graue Leinwand, welche von der Decke herabhing, über dem Lager zurück. Die Lampenhelle fiel auf das magere, fahle Gesicht der Alten, von dessen Leben nur die zwei matt blitzenden Augen und die Schweißperlen auf der Stirne zu zeugen schienen. —

„Habt Ihr wieder den Anfall bekommen?“ fragte die Tochter mit schwankender leiser Stimme und zog das Kissen weiter hinauf unter dem Haupte der Leidenden. Diese aber zuckte blos mit den Augen bejahend; denn der Starrkrampf hatte ihr gerade die Sprache gehemmt.

Mariechen trat ans Fenster und faltete die Hände. Draußen tobte der Wintersturm und warf feste Schneeflocken an die überfrorenen Scheiben, in deren Blumen der Mond seinen Schimmer brach.

„Es ist heute die Sylvesternacht, die letzte im Jahre,“ sagte sie laut, indem sie zurück an die Ofenbank trat und den vertrockneten Docht höher

zog — „gebe uns nur Gott mit dem morgenden schönen Tage ein schöneres Jahr, als uns seine unerforschliche Weisheit diesmal gegeben!" Und fleißig wieder an der Decke nähend, betete sie leise vor sich.

Die Kranke aber sprach im Geiste bei sich und versuchte die starren matten Hände unter der Decke zu falten. „Also Sylversternacht! und schon die zweite meines langen peinlichen Leidens. Und du hast noch nicht meine Schmerzen gemildert, du, allbarmherziger großer Vater im Himmel! Ach, ich muß sie wohl hinübertragen in das neue Jahr, das so schön und freudig aufgeht über deine Welt. — Vergib mir, heiliger Gott, wenn ich klage, daß das Kreuz zu schwer wird, so du mir auferlegt. Ich bin ja doch ein schwaches Geschöpf, dessen Körperleiden zugleich die Kraft der glaubenden ausdauernden Seele mit geschwächt. Ich will ja nicht murren, daß du so mit mir verfügt, und bete ja nicht um dieser Erden Freuden und Güter; nur um den erlösenden Tod aus deiner allbarmherzigen Hand, daß ich eingehen möge zu deinem Lichte."

Da erfaßte sie aber wieder der Schmerz mit schneidender Gluth, und es fuhr ihr stechend die Brust hinauf bis in das Gehirn, daß der Mund laut aufstöhnte und die Augenlieder krampfhaft zusammenzuckten. Marie blickte auf von ihrer Nadel, und unterdrückte einen leisen Seufzer, der ihr auf den Lippen schwebte, um die Mutter nicht noch bänger zu erregen. Sie vermischte still die kalten Thränen, die auf das Tuch niederfielen, und lauschte und schwieg.

2.

Da erdröhnte wild draußen der Sturm, daß die morsche Hütte erkrachte, und eine Wucht Schnee's, der Fuß hoch über Erd' und Dächern lag, herabdonnerte. „Heil'ge Mutter Gottes!" lispelte die Alte, als der Schmerz wieder etwas zurückgetreten war, und faltete die Hände unter dem Kinn, indeß einzelne schwere Thränen glühend heiß über die Wangen rollten. — „Ist der Vater noch nicht gekommen?" fragte sie nach einer Pause, wie im Traume.

„Nein!“ entgegnete Marie, und trat wieder an das Lager.

„Ei freilich,“ fuhr die Mutter fort, sich besinnend, „wie kann ich auch so fragen. Weicht ja auch schon die Besinnung jetzt von mir, und die Erinnerung aus der Seele des verlöschenden Körpers.“

„Seid nur ruhig, Mütterchen!“ tröstete Marie mit kindlichem Schmeicheltone, und drückte ihre Lippen an den starren Mund — „er kann jetzt nicht lange mehr bleiben.“

„Ich danke Dir, mein gutes Kind,“ versetzte Marthe, während eine Thräne wieder aus der Wimper hervorzuckte, „ich danke Dir für Deine Liebe und Geduld. Hat mir doch der Allerbarmer auch in der Nacht meines Jammers in Dir einen frommen Engel beigesellt, der mich wartet und liebend tröstet. Glaube mir nur gute Marie,“ fuhr sie mit leichterer Brust fort, „der Vater über dem Himmel wird Dir's lohnen, entweder durch eine freudenreiche Zukunft hier, oder durch einen sanften, frühern Tod, wo er Dich aufnimmt noch als junge Blume

in seinen himmlischen Garten. Denn solche Liebe wird ja der Gerechte sicher nicht unvergolten lassen, und darum denke nur, liebes, frommes Kind, daß wenn, wie ich hoffe, der Vater bald verfügt über mich, auch Deine Leiden und Mühen ein Ende haben werden, und daß Dir noch manche ungekannte Freuden kommen können, wie sie Dir bis jetzt sparsam zugemessen waren."

„Ach sprecht doch nimmer so," beschwichtigte das Mädchen, indem es mit den kalten Händen das Antlitz der Mutter freundlich streichelte, „es macht Euch doch nur traurig, und dann strengt Euch schon das Reden an. Ihr habt ja früher tausendmal mehr an mir gethan, als das, was ich jetzt aus Pflicht übe, und jede Tochter an meiner Stelle auch thäte."

„Glaube das nicht, Kind!" erwiderte Marthe, „es sind wenige wie Du! Doch bewahre Dir nur dieses demüthige Gefühl des Herzens, welches Dir der Himmel gegeben, und glaube, daß wir doch nie ganz klar bestehen können vor seinem heiligen Auge, — vor das ich ja recht gern und baldigst

treten will, ohne Zittern und Aengsten, wenn seine Weisheit ruft."

„Es kann noch Alles besser werden," tröstete Marie wieder, und drängte die hervorquellenden Thränen mit Gewalt zurück — „und kehrt erst der Vater mit Arzneien und Lebensmittel aus der Stadt zurück, so wollen wir, so es Gott gefällt, noch morgen ein fröhliches neues Jahr haben!"

„Glaube das, fromme Seele!" erwiederte die Alte „aber fordere nichts mit Hast von dem himmlischen Vater; denn er weiß ja, was wir brauchen und was uns noth und zugleich heilsam ist! Er hätte mir wohl auch schon den sanften Todesengel geschickt, wenn ich nicht zu zaghaft und ungeduldig ihn mit mit meinen zudringlichen Bitten belästigt hätte."

„Laßt doch nur die trüben Gedanken, Mütterchen," flehte Marie wieder und fuhr ablenkend fort: „Wie mich däucht, höre ich Schritte, vielleicht kommt der Vater schon!" —

„Nein Kind!" versetzte die Alte, „das ist blos der Sturmwind, der dem sterbenden alten Jahre

das Grablied singt. — Der Vater wird wohl einen schlimmen Weg haben durch die Schneewehen und wir können uns immer noch eine gute Stunde getrösten! — Aber" — lispelte sie nach einer Pause — scheint Dir's nicht kalt hier, mich friert unter der Decke. Du hast wohl kein Holz mehr im Hause?"

„Ach nein, Mutter!" versetzte betrübt Marie und drückte die Hand an den kalten Ofen — „ihr wißt, daß ich Abends das letzte zugelegt. — Der Vater soll ja welches bringen."

„Du könntest wohl," rieth die Alte, „dort die kleine Lade nehmen, worin mein Brautkleid lag und das Sammetmieder und die Goldhaube. Was nützt uns die Lade, da wir das verkaufen mußten, was darin war? Gebe nur Gott, daß es der Vater gut angebracht hat, bei dem gewinnsüchtigen Trödler! — O ich weiß, Marie! Du hast Dich schwer getrennt von dem einzigen liebgewordenen Schmucke. Alles, Alles hat die lange Krankheit schon geraubt. Doch laß es nur gut sein, Tochter! Du hast es ja für die alte sterbende Mutter

gegeben, und der Himmel wird Dir für dieses Opfer wohl manch andern Schmuck noch zuzuwenden wissen."

„Wenn ihr das denkt, Mutter!" entgegnete Marie, „daß mich der Verlust solchen eitlen Tandes traurig machen könne; thut ihr mir wehe, und deshalb solltet ihr mich immer fröhlich sehen, wär't ihr nur gesund!" — Sie ging und zerspaltete rasch die alte Lade, an der die bunten Blumen, die sie sonst schmückten, schon halb verwittert waren.

3.

„Glaube mir, Kind," fuhr die Alte nach einer Pause fort, während dem Marie die einzelnen Holzstücke im Ofen ordnete, „ich habe es selbst erfahren in früherer Zeit, wie das junge Herz so gern hängt an dem bunten Flitter, der ja das frohe, vergängliche Leben recht zierlich schmückt, wie die Blume Duft und Farbenstaub. Dann freilich, wenn die Jahre kommen, und die schönen Stun-

den immer mehr zurücktreten in die Vergessenheit, sieht man gleichgültig auf den Schmuck des Einstens, und er wird wie ein todter Hausrath. Sollen wir seiner aber entrathen, ach! da dauert uns doch der Verlust, und es kommt ein Gefühl, welches die Erinnerungen mancher schönen Stunde, die daran geknüpft, recht wehmüthig aufweckt." —

„Der garstige Wind," sagte Marie, noch am Feuer beschäftigt und im Begriff die Mutter von solch wehmüthigen Gedanken abzulenken, „treibt er mir doch all den Rauch in die Augen." —

Indessen tobte der Sturm draußen immer fort. Die alte Wanduhr schlug, indem schnarrend das Gewicht ablief, die elfte Stunde gellend an die gläsernen Flaschen, daß es seltsam durch die Stube schwirrte. Marie stand wieder auf vom Ofen und fuhr zur Mutter, die wieder still lag, mit den weit geöffneten Augen, fort: „Nun brennt es, und wird euch bald warm werden, obwohl die schmalen Breter nicht viel ausgeben können bei solchem Froste. Aber laßt mich euch nur erst die Fußdecke hier vollenden, die wird euch recht warm halten.

Und lange kann jetzt der Vater nicht mehr bleiben." —

Und das Mädchen setzte sich wieder an seine Arbeit und nähte fleißig zu, beim Scheine der immer mehr vertrocknenden Lampe. — Die Alte aber schwieg. Zwischen den einzelnen Stößen des Orkans pickte die Wanduhr ganz einsam und eintönig durch die Stille.

„Es scheint euch," nahm Marie nach einer geraumen Weile wieder das Wort, „doch nun etwas besser zu sein, Mutter, als vorher?" —

„Das sind nur," seufzte Marthe, „stille Augenblicke, die immer vor und nach dem Krampfe kommen. Ich fühle mich ganz, wie die Lampe dort ohne Oel, die gern wollte, und nimmer kann."

Und wieder versank sie in ein düsteres Schweigen. Die Uhr schlug ein Viertel ab, und der Seiger ging wieder seinen monotonen Gang. Die Sparren und Balken der Hütte prasselten abwechselnd von dem Drucke des Schnees der auf dem

Dache lastete, und den Stößen des Sturmes, der sich mehrte. Marie aber nähte still und emsig fort.

Da klang es halb an der Glocke, und Marthe brach, den Kopf etwas im Bette aufrichtend, das Schweigen und sprach: „Mir bangt nun doch um den Vater. Es ist halb zwölf — ob ihm wohl nichts Schlimmes begegnet ist? Wie denkst Du, Marie?" —

„Ach Mutter!" versetzte Marie, „ich wollte es nur nicht eingestehen, daß auch ich mich schon ängstige."

„Wenn Du, meine Marie," sagte die Alte, wie einen Wunsch leise andeutend, „Dich nicht fürchten würdest und dem Vater ein Stück entgegen gingest. Nur bis zum Kreuz, dort am Hügel, meine ich. Die Wege von der Stadt herauf sind verschneit, und der Vater findet sich von dort vielleicht nicht, — Du könntest dort des Vaters alten Mantel nehmen, und meine Schaube aus dem Schranke. Wenn Du Dich aber ängstigst; — doch Du gehst ja mit Gott."

„Ja, Mutter!" sprach Marie schnell aufsprin-

gend, — „ich will gehen. Seht, die Decke ist hier fertig. — Wenn euch nur indeß nicht allein bange wird," fügte sie hinzu, und hüllte sich in den Mantel.

„Sorge nicht," antwortete die Alte, „ich werde indeß zu schlummern versuchen, wenn der Krampf nicht wiederkehrt, und werde beten, daß Dich der Herr beschütze, und den Vater! — Rufe nur dort laut seinen Namen."

„Nun ich gehe schon, Mutter," sagte Marie, nachdem sie die Schaube tief über den Kopf gezogen, und trat an das Bette der Alten. „Bis zum Kreuze meint ihr? Nicht wahr? Nun da bin ich bald wieder mit Väterchen zurück. Indeß lebt wohl!"

„Segnen muß ich Dich doch noch, mein Kind," sprach Marthe, mit wie von Ahnung gepreßter Brust, und indem sich das Mädchen zum Kusse niederbog, zeichnete sie ihr mit der kalten Hand das Kreuz auf die Stirne. — „Und jetzt," fuhr sie fort, „jetzt geh' in Gottes Namen, meine fromme Tochter!" —

Und Marie trat aus der Hütte. Der Sturm legte sich in den Mantel und trieb sie vorwärts, und wirbelte ihr den Schnee in die Augen. Sie aber schritt getrost im Namen Gottes, zu dem sie betete, gegen das Kreuz hinab.

4.

Die Alte lag allein in der Stube, und versuchte zu beten und zu schlummern. Wilder tobte draußen der Wind und rasselte an den Fenstern Die Wanduhr schlug drei Viertel, matt nur flatterte die Lampe manchmal auf, und bildete dann deckenhohe, breite Schatten. Marthe konnte aber nicht schlafen, wie sie auch die Augen zudrückte, und sich sonst mühte.

Denn wie leisen Schrittes zog eine schwere, dumpfe Beklemmung über ihre Brust hin, und preßte ihr den Athem. Trockne Hitze überlief ihr Haupt. — Jetzt schlug die Glocke zwölf mit lauterem Gerassel, ein gewaltiger Windstoß erschütterte das Gebäude, die Balken dröhnten, und horch! —

es scharrte draußen, an der ersten Thüre und rauschte und rasselte, als ob es sich nicht hereinfinden könnte und — horch! jetzt kratzte es an der zweiten Thüre lange hin und her. Marthe öffnete weit die Augen, und starrte dorthin, und der matte Puls, und der kurze Athem stockte. Die Thüre öffnete sich, die Lampe flackerte heller auf. Ein kleines, verschrumpftes Männlein trat herein, in einem dunkel gelben, seltsamen Rocke, ein eckiges Hütlein über den kleinen grauen Kopfe, dessen Gesicht, in seinen Umrissen durch tiefe dunkle Falten beinah unkenntlich, nur zwei scharfe, tiefliegende, blitzende Augen erkennen ließ, über der widerlich gekrümmten Nase. Es schloß die Thüre hinter sich wie mit Anstrengung und — Marthe wollte aufschreien in unnennbarem Grausen; aber die Luft blieb ihr aus — Hi! hi! hi! schnarrte das Männchen gellend aus dem zahnlosen Munde, und scharrte dazu mit den Füßen. „Guten Abend, Frau Marthe! Guten Abend! Hihihi!“ Und so setzte es sich auf die Ofenbank an die Lampe. „Ich will euch besuchen,“ kreischte der grausige

Gast in der widerlichsten Einförmigkeit fort und hielt die erstarrten Finger an den Ofen — „kalt ist es draußen, sehr kalt. Will euch Gesellschaft leisten, Frau Marthe, in der langen, langen Zeit; das Töchterlein wird sobald nicht kommen, und der Mann gar — hihihi!" Und weit auf sperrte sich der Mund, und das Gelächter schien wie höllisches Pfeifen hervorzuquellen. —

„Jesus Maria!" stöhnte jetzt Marthe nach langer, bisher vergeblicher Anstrengung auf, mehr vermochte sie aber nicht. Sie suchte die Augen zu schließen; aber sie blieben starr geöffnet, und wie fest gebannt an der gräulichen Gestalt haften; ihre Glieder waren ihr centnerschwer und wie todt; nur ihr Bewußtsein hatte furchtbares entsetzliches Leben. —

„Ihr habt es kalt hier, Marthe!" fuhr das Männchen fort, „und finster noch dazu, und müßt so lange liegen. Ja! ja!" — Bei diesen Worten zog es eine Flasche aus der Tasche und goß ihren Inhalt in die Lampe, daß diese in grellem Lichte

aufflammte und der Unhold in schärfern furchtbaren Umrissen vor Marthens Augen trat.

„Ihr werdet mich gar nicht kennen, liebe Frau Marthe," — sprach es nun weiter und rieb sich die erstarrten Hände und schnippte dazwischen mit den langen Fingern — „bin euer alter guter Freund schon von lange her! — Mußte heute Nacht die Runde halten über den Erdkreis, und da wurde mir kalt, sehr kalt, liebe Frau Marthe! Könntet ihr mich wohl hineinnehmen unter eure Decke, und mich wärmen — wie glaubt ihr, Frau? Hi hi hi!" — Und bei diesen Worten krächste er wieder seltsam auf, wie aus hohler, lungensüchtiger Brust, und rieb die Hände und knackte wieder die Finger. —

„Heil'ger Gott!" stöhnte Marthe wieder auf, aber der Laut verhallte ihr noch in der Kehle, und kam nicht über ihre Lippen. — „Nun ja!" fuhr der Unhold fort, „ihr habt selbst ein schmales Lager, und einen kalten frostigen Leib! — O ich habe auch einen bösen, bösen Husten!" — Und bei diesen Worten hustete der Spuk aus den tief-

sten Tönen, bis hinauf in die grellste, schneidendste Fistel, und ließ dazwischen seine gräßlich wilde Lache ertönen, daß es entsetzlich durch die Hütte schallte, und die Glocken an der Uhr schwirrten.

„Nun ja!“ sprach er weiter, nachdem er wieder Athem gefaßt, — „also wer ich sei, wollt ihr wissen, Frau Marthe? — Wie ihr mich seht, ein altes armes Wesen, voll Hunger und Mattigkeit, voll Schmerz uud Siechthum. O mich hungert oft sehr, Frau Marthe! Das Menschenfleisch ist eine matte, schlechte Speise, und nahrhaft gar nicht. Hi hi hi!“ —

Da brüllte wieder lauter der Sturm draußen, und einige Lavinen donnerten fern in den Thälern.

„Blas' nur zu, mein Stürmlein!“ kicherte der Mann jetzt — „mach gut dein Leichenlied über das todte Jahr! Sing zu, mein Wind! Bist ja der letzte Grabgesang über Millionen Leichen! — Ja also Frau! — Sie nennen mich die dunkle Norm des Schicksals, liebe Marthe! Ich war früher ein Weib, ein graues Weib, wie ihr, ein dürres, bleiches, abgelebtes Weib — nun haben sie

mich denn zum Manne gemacht, und gaben mir einen Stachel in den Rücken, o! der brennt! Der soll mich treiben auf der mächtigen Bahn, wenn die dürren, matten Knie nimmer können und schon brechen wollen. Da muß ich denn wandern, den langen, langen Weg über die Welt, auf den Bergen und Steppen, und durch die Thäler und Städte. Muß kriechen durch Hütten und Paläste, und Alles, Alles: — den blühenden Säugling an der Brust, und den siechen Greis, und das süße Bräutchen und den kräftigen Jüngling muß ich zerdrücken, so zerdrücken mit der eiskalten Hand."

Hier hob es die aufgekrallt'e Hand in die Höhe, und drückte die Finger prasselnd zusammen. —

„So, so, meine liebe Marthe," fuhr es fort, „und über die Herzen muß ich gießen Eis und Gluth, und in das Gehirn Wahnwitz und Verzweiflung, und muß die kleinen bunten Keimchen des Gefühles erdrücken und ausraufen. Ja, und alle weichen Regungen muß ich tödten, und über gar viele, viele Herzen ein nasses, kaltes Leichentuch decken. Aber die leben noch lange, gar lange

darin, denn das gibt ihnen Dauer, es erstarrt und verwahrt sie. In den Wein muß ich viel Gift tropfen; in die Blumen Würmer setzen, und muß die Sinnenlust mit Bilder aufstacheln, aber in Gift den Stachel tauchen, damit sie an sich selbst sterbe, daß sie gleich sterbe, wenn sie genießt. Ja! und in die Nachtigallenzungen lege ich Hohn und Verrath, und in die der Schlangen süße Schmeicheleien. In die Vernunft aber pflanze ich den Irrsinn und die Zweifelsucht, und dann peitsche ich die Phantasie auf, und gebe dem Geiste Flügel. Aber ich steche ihm die Augen aus und — dann geht's hui! husch! fort — da muß er fliegen. Hi hi hi! Ist das nicht lustig, Frau Marthe? — Und wo der Mord lauert und der Verrath im Dunkeln, da mache ich es hell, daß Dolch und Kugel treffen. — Ja! ja! — Ich habe mein Fischlein im Meere, die speise ich mit Menschenfleisch — aber die können nicht satt werden — o! ich bin auch hungrig und speise auch solche Speise und trinke Thränen. Aber die sind gesalzen wie Seewasser, und dann brauch' ich

wieder Blut! Hi! hi! hi! — Nicht wahr, das ist schön, wunderschön, Frau Marthe?"

Marthe aber lag starr auf ihrem Lager, in frostigem Schweiß gebadet. Sie wollte die Glieder dehnen, sie wollte sich umwenden, die Augen schließen, verdecken, beten: — umsonst! Der Leib blieb, wie leblos, die Augen, das Bewußtsein offen. Sie konnte nur wimmern: Mein Gott! Mein Gott! —

„Und seht ihr!" fuhr der Spuk nach einer fürchterlichen Pause, worin seine erschöpfte Lunge rasselnd Luft geholt hatte, fort: „Seht ihr, Frau Marthe, so muß ich das ganze, das ganze lange Jahr walten, und die dürren Knochen hinschleppen und die schwindende Lunge verschwenden; so immer, immer fort! Und muß noch frieren und hungern. Das ist traurig, Frau Marthe, nicht wahr? sehr traurig. Und jetzt, wenn der Sylvester kommt, die Nacht, meine ich: da muß ich wieder hinaus, und in Einer Nacht im Fluge das säen, was ich im ganzen Jahre ärnten soll. Das ist eine schwere, große Mühe, nicht wahr? Und seht nun, da weiß

ich in der Eile oft den Saamen nicht gleichmäßig über die Furchen zu streuen, so daß hierher mehr, dorthin wenig, und wieder dorthin gar nichts, oder Alles fällt. Ja, Frau Marthe, das ist eine bittre Arbeit! O ich habe heut' Nacht viel gesäet, viel Wehe, Tod und Schlachten: aber es ist Heil für die thörichten Menschen, die es nicht begreifen wollen. Sonst treibt sie ja der Wahnsinn fort zum Leichtsinn, und kommt nicht großes, reiches Wehe dazwischen: so fassen sie das Ernste des Lebens nicht, fühlen es nicht und vergessen es ganz. Hi! hi! Frau Marthe, wollt ihr Viel?" —

Und hierbei hob das Ungethüm die Finger in die Höhe, gleich als wollte es Sand herabstreuen, und drückte sie an einander, als ob es die großen Körner zerbröckelte, um sie zu vermehren. — Da brüllten zwischen dem Sturme die Kanonen aus der Stadt herauf in summenden Stößen der Luft, und harmonisch fielen die Glocken ein, die erste Stunde des neuen Jahres begrüßend.

„Hört ihr sie, Frau Marthe?" fuhr hier das Gespenst fort, und zog mit dem Gesichte abscheu=

liche Fratzen und rollte die Augen, die wie Blitze zu sprühen schienen — „hört ihr sie, die Thoren, die Wahnwitzigen? Sie glauben, der Schmerz sei begraben und gewichen mit dem todten Jahre, und mein Walten verrauscht, und da grüßen und läuten sie dem kommenden entgegen, wünschen, hoffen und träumen, und wissen nicht, daß es das Alte ist. Aber mein Saamen trägt ja Frucht! Mein Saamen trägt Frucht! Juchhe!" — Und hierbei trampelte es mit den krummen unförmlichen Beinen auf Bank und Diele, daß sie knarrten und Alles in der Hütte sich zu regen schien. —

„Heiliger Gott!" stöhnte Marthe, mit Fiebergewalt die Bande der Sprache sprengend, „hast du mir den Wahnsinn gesandt, daß er mich hinüberwiege in die Todesnacht? Ach mein heiliger, barmherziger Gott!" —

„Hi! hi!" lachte das Männchen wieder auf — „ja das Jahr ist alt geworden, siech gewesen, und elend, alt wie ihr, Marthe, und stirbt nun, wie — nun Marthe!" unterbrach es sich, und stand auf und rasselte mit den Füßen, — „nun Frau

Marthe, hab' ich euch nicht gute Gesellschaft geleistet? Wie? — Aber kalt habt ihr es hier, kalt wie in der Gruft!" Und bei diesen Worten hauchte es in die Nägel und schob sich näher an Marthens Lager und breitete die langen Arme aus. „Gute Nacht!" rief es, „lange, lange gute Nacht! Ich muß jetzt wieder gehen in die Welt, die kalte Welt. Denn mein Saamen geht schon auf und ich muß ärnten. — Hu! wie mich hungert und friert! S' ist kalt — wollt ihr mir nicht die Decke leihen? — Gebt mir die Decke als Mantel; ich muß hinaus!" — Und bei diesen Worten faßte es nach dem Bette; aber Marthe schrie mit der letzten Gewalt ihres Odems auf in schrecklichster Todesangst, und das Männchen sprach grinsend, indem es zurücktrat: „Nun wollt ihr nicht, so ist es gut! Geberdet euch nur nicht so grimmig. Werdet bald eine große, warme Decke bekommen, eine dichte Decke! Hi hi hi! Gute lange Nacht!"

Und nach diesen Worten schob sich das Ungethüm wieder zur Thüre hinaus, und schlug sie krachend hinter sich zu, und die Lampe flackerte

dreimal grell und bläulich auf, und verlöschte — Da schien es Marthen, als hebe sich ihr Lager langsam, leise in die Höhe, und der Himmel des Bettes senke sich nieder, schwer und schwerer — ein Windstoß riß das Fenster auf, und pfiff gellend durch das Gemach. Draußen rief Mariens Stimme dreimal verhallend: „Mutter!" und krachend donnerten die morschen Balken der Hütte herab, und das Dach und die Schneewucht, und begruben die Alte erdrückend auf ihrem Lager! — —

5.

Der arme Mann hatte indeß am Abende lange und oft vergebens bei Juden und Mäklern mit den armseligen Putzlappen sein Glück versucht, bis er endlich schon spät einen mitleidigen Menschen fand, der ihm ein Drittel des Werthes auszahlte. Er eilte mit den armseligen drei Thalern zum Arzt und Apotheker, kaufte Holz und Lebensmittel, und trat so bepackt, bald gegen Mitternacht seinen Rückweg an.

Der Sturm hatte indeß die Pfade verweht, und ganze Hügel von Schnee aufgethürmt. Kaum vermochte er aufzublicken im eisigen Gestöber, der Mond flimmerte nur blaß und täuschend. So schritt er keuchend fort, gewahrte aber bald, daß er irre. Die Gegend schien ihm wie umgezaubert, er wankte hier- und dorthin. Schon ging der Mond hinter den Bergen hinunter, und jetzt nach dreistündigem mühevollem Kämpfen und Abmühen sah er sich wieder am Eingange der seiner Richtung entgegenliegenden Vorstadt. Gänzlich ermattet, verzweifelte er nun an der Möglichkeit, bei dem Unwetter und der Finsterniß den Heimweg zu treffen. Eine Herberge wollte er nun in der Stadt finden, um die Nacht da zuzubringen und mit frühem Morgen sich nach Hause zu begeben. Vergebens beseufzte er die Angst und Trostlosigkeit der Seinen und sann und rang; aber ohne Erfolg.

Die Häuser waren schon alle verschlossen, nur aus einer Straße über dem Marktplatze, dem er zuschritt, schallte noch Musik und wilder lärmender Jubel, wie von Trunkenen, die sich hinein-

jauchzen wollen in die neuen Freuden und Leiden eines Zeitabschnittes des Menschenlebens, hinaus-taumelnd aus dem verflossenen. Dorthin richtete er seine Schritte; so sehr auch der wilde Ausbruch der Freude, wie sie dort waltete, mit seiner Lage und Stimmung mißtönte.

Wie er nun um die Ecke gegen die Straße bog, trat ihm ein hoher Mann, in einen dunkeln Mantel gehüllt, aus der Seitengasse entgegen, und hielt ihn an. —

„Guter Freund!" sagte er, „ich bin hier fremd, habe mich verspätet und weiß mich nun in der unbekannten Stadt nicht in meinen Gasthof zurück-zufinden. Wollt ihr wohl so gefällig sein, mir gegen eine Erkenntlichkeit den Weg in den Kaiser zu zeigen?" —

„Herzlich gern," versetzte Martin, „aber ich bin selbst nicht von hier, obgleich wohlbekannt und jetzt gezwungen, eine Herberge zu suchen. Wenn ich es Ihnen beschreibe, so finden Sie's schwerlich; denn der Gasthof liegt im dritten Stadtviertel. So muß ich mit Ihnen gehen, und indeß sperren

sie mir vielleicht die Kneipe dort zu, bevor ich zurückkehre."

„Deshalb seid unbesorgt," beschwichtigte der Fremde; — „denn ihr könnt jedenfalls bei mir im Gasthofe übernachten, was ich schon besorgen will."

Martin war damit zufrieden und schritt an des Fremden Seite durch die finstern, lautlosen Straßen gegen die Altstadt hin. —

„Ihr sagtet," hub der Fremde nach einer Weile an, „ihr wäret hier auch fremd?" —

„Wohl," entgegnete Martin; „doch kaum eine Stunde Weges von hier an der Grimi-Alpe zu Hause, wo die drei einschichtigen Hütten stehen, die Ihnen wohl nicht bekannt sein werden, gnädiger Herr!" —

„Und ihr wohnt schon lange dort?" fragte der Fremde weiter.

„Kaum zwei Jahre," antwortete jener, „seit nämlich mein Weib krank liegt und die Armuth über mich kam. Wohnte früher im Gebirge bei Auerbach."

„Und der Name?" forschte dieser weiter.

„Ich heiße jetzt," sprach Martin, „der Schnitzer Forstmann, weil ich Verschiedenes in Holz schnitze und davon meinen Erwerb treibe. Habe, wie gesagt, ein krankes Weib, eine fromme gesunde Tochter, viel Noth, aber ein freudig glaubendes Herz — also Leid und Freud, wie es der liebe Hergott schon zu geben pflegt, und wofür er aber auch in Demuth gepriesen sei. Vor zwei Jahren war's freilich nicht so — aber Unglück über Unglück, der Hagel und eine Lawine; dann der Brand meines Gehöftes; endlich die Krankheit meines Weibes: das kam Alles nach einander, und da wurde der reiche Landmann zum armen Häusler und Holzschnitzer. Indeß Gott befohlen, wie gesagt! Er hat gewiß Alles weise und gut gemacht." —

„Martin Forstmann!" widerholte nun der Fremde, „ich kenne Euch nun recht gut — und das eigentlich schon seit drei Jahren her."

„Daß ich doch nicht wüßte," entgegnete Martin erstaunt, „wie ich zu der Ehre —"

„Ich will Euch indessen sinnen lassen," versetzte

der Freund unterbrechend — „bis Ihr mich im Gasthofe bei Lichte besehen habt."

So sehr auch Martin die Stimme des fremden, und, wie es schien, vornehmen Herrn bekannt schien, so konnte er doch trotz eifrigen Sinnens zu keiner klaren Vermuthung gelangen. Er schritt nun, von der Neugierde gespornt, rüstiger unter seiner Last voran. Sie kamen in den Gasthof. Auf des Herrn Ruf wurde geöffnet, und der Kellner leuchtete die Treppe hinauf nach dem Zimmer des Fremden. Martin war gefolgt nachdem er seine Bürde unten in der Gaststube abgelegt.

Als der Kellner nun wieder aus der Stube hinaus war, stellte sich der Fremde dicht vor Martin, zog den Mantelkragen vom Gesichte, und fragte lächelnd: „Nun, Forstmann, kennt Ihr mich noch nicht?"

Martin schwieg betroffen und starrte den Fremden, dessen Gesicht ihm nun selbst erinnerlich schien, zweifelnd und prüfend an. „Ich kenne wohl," sagte er endlich, „Ihr Gesicht, gnädiger Herr: aber wann und wo —"

„Habt Ihr denn," unterbrach nun der Fremde,

und seine Stimme bekam hier den weichern Ausdruck der Rührung, „schon des jungen Mannes vergessen, der am 30. Jänner vor nun drei Jahren nahe bei Hainspach von einer Lavine begraben, durch Euch aufgedeckt und gerettet worden ist?"

„Mein lieber Gott!" rief jetzt Martin aus, „und das sind Sie? Und solch ein vornehmer Herr geworden, Sie schienen doch —"

„Ihr habt mir damals," fiel der Fremde ein, „viel Gutes gethan, Ihr habt mich geheilt und verpflegt, und ich konnte es Euch nicht lohnen: denn ich irrte hilflos und verfolgt durch die Welt. — Ohne Euch wäre ich damals zu Grunde gegangen, und hätte jetzt diese Zeit meines endlichen Glückes nicht erlebt. — Darum bin ich jetzt gekommen, Euch zu entgelten, und preise die Fügung des Himmels, die mich zufällig bei der Sylvesterfeier eines Freundes, dem ich hier empfohlen, so lange verweilen ließ, daß ich gerade Euch getroffen. Und jetzt, da Ihr arm, bin ich ja doppelt froh, lohnen zu können."

„Die Freude," nahm Martin das Wort,

„macht mich ganz stumm, lieber, gnädiger Herr, wenn das nur meine Alte, Kranke gleich wüßte. Die hat Ihrer oft gedacht, selbst in ihren Schmerzenstagen.“

„Und was macht mein Mariechen?“ fuhr der Fremde fort, „das fromme, gottselige Kind, das meiner so sorgsam gepflegt?“

„Nun schlimmer, glaub' ich, ist sie seither nicht geworden,“ versetzte Martin etwas selbstgefällig. „Aber,“ fuhr er, noch immer in seiner Verwunderung fort, „wer hätte jenen armen, unglücklichen Studenten, der Sie damals waren, jetzt in Ihnen erkannt! Doch wie sich meine Marthe freuen wird, lieber, guter Herr! und das Kind, wenn ich es morgen erzähle: das wird ein recht froher Neujahrsgruß für sie sein. Sie glaubten und fürchteten noch immer, weil Sie damals noch so krank und elend wieder abreisen mußten, daß Sie sicher unterwegs daraufgehen würden.“

„Ich will,“ versetzte nun der Fremde, indem er sich zum Auskleiden anschickte, „mit Tagesanbruch selbst mit Euch hinausgehen, und den Neu-

jahrsgruß den Eurigen selbst bringen, zu eigener größten Freude. O Ihr wißt wohl nicht, was ich Euch Alles schuldig bin! — Indessen schlaft aus, daß wir zeitlich erwachen und an Ort und Stelle kommen."

Er wies dem Alten ein Lager im Seitenzimmer an, und begab sich mit einem herzlichen Gute Nacht-Wunsche zur Ruhe. —

6.

Martin vermochte kein Auge zu schließen; seine Seele schwebte zwischen Staunen, Angst, Rührung und freudiger Erwartung. Schon vor sieben Uhr hörte er den Fremden aufstehen und erhob sich gleichfalls. Er trat zu ihm hinein. Das Frühstück stand bereits auf dem Tische, und der Herr lud Martin zur Theilnahme. Dann langte er aus seiner Schatulle eine köstliche Börse, ganz mit Goldstücken gefüllt, hervor und reichte sie dem überraschten, vor Freude zitternden Martin mit den [illegible]: „Dies für Eure ersten Bedürfnisse!"

hin. „Das Neujahrsgeschenk bring' ich selbst eben."

Blos mit trunkenen Blicken vermochte Martin zu danken.

Noch im Grauen des Tages schritten sie hinaus, der Fremde getrost zu Fuße nebenan; denn mit einem Fuhrwerk war der Weg nicht zu passiren. — Martin hatte von dem Gelde noch Mehreres gekauft, und ein Mann trug ihnen die ganze Last nach. —

Auf dem Wege, der sich bald zwischen die Schneewehen hineinwand, erfuhr Martin noch von dem Fremden, daß er ein deutscher Freiherr sei, der in der früher berührten Zeit durch seine offenbare Widerspenstigkeit gegen die Verbindung mit einer bejahrten reichen Wittwe, zu der ihn sein Oheim, dessen Erbe er war, und von dem er einzig abhing, hatte zwingen wollen, sich den Zorn desselben in einem hohen Grade zugewendet und selbst jene Verfolgungen nach sich gezogen habe. Angefeindet und verstoßen von ihm, hatte er bisher in sehr drückenden Verhältnissen in Italien ge-

lebt. — Vor einigen Monaten aber war der Onkel, nachdem er sein unbilliges Verfahren erkannt, verstorben und hatte ihn zum Erben aller seiner reichen Güter und Besitzungen eingesetzt. Nun wäre es sein, des Barons, erstes Bemühen gewesen, alle Jene aufzusuchen, die ihm in den Tagen seines Mißgeschickes hilfreiche Hand gereicht, und unter diesen zuvörderst Martin, und ihre Opfer nach Kräften zu lohnen. Mit diesem Vorsatze war er nun nach B** gekommen, und hatte bereits einen Tag vergebens nach Martin geforscht, bis ihm der Zufall diesen so glücklich in die Hände gespielt. —

7.

Der erste Goldstrahl des Morgenrothes zuckte bereits klar am Himmel und überlief die Schneefelder und Hügel und die fernern Eisriesen mit klarem Lichte, und sie hatten nun im Gespräche den Hügel, von dem man das Kreuz sah, erreicht.

Martins erster Blick fiel auf sein Kind, das in den Mantel gehüllt am Fuße des Kreuzes wie im tiefen ewigen Schlafe lag. Mit dem Ausrufe: „Meine Tochter!“ stürzte er auf die Erstarrte nieder, drückte sie in seine Arme und schrie: „Meine Marie! ach meine geliebte Marie!“ —

Aber wie eine leichte Entschlummerte schlug diese die Augen auf und sank in des taumelnden Vaters Arme. .

„Tochter!“ rief dieser bebend und schluchzend nach dem ersten betäubenden Momente des vom Vernichten überspringenden Entzückens, als er jetzt noch deutlicher Mariens Staunen gewahrte, die sich in ihrem Erwachen nicht zurecht finden konnte. — „Marie! wie kommst Du hierher?“

„Mütterchen!“ sagte Marie, nachdem sie sich erholt, fast wie unbefangen, „hatte mich Euch entgegengehen geheißen, da Ihr so lange bliebt. Es mochte wohl an zwölf Uhr sein. Da ging ich bis hierher und rief und harrte recht lange. Da Ihr aber immer nicht kamt, und ich müde war vom Rufen und dem Waten im Schnee, so setzte ich

mich hier, ganz wie im Traume unter das Kreuz, und wollte so rasten, und Euch erwarten. Da muß ich denn entschlummert sein: denn ich träumte bis jetzt immer ganz freundlich, wie nur zu Hause in meinem Bette."

„Und nicht erstarrt!" jauchzte nun Martin auf, „das ist deine schützende Hand allein gewesen, du Allerbarmer im Himmel, deine Hand, die mein Kind nicht zu Grunde gehen ließ! Habe Dank! Du großer Vater über den Sternen, habe Dank in Ewigkeit!" — Und die Stimme brach ihm in Rührung, und er entblößte sein Haupt, und breitete die Arme aus, und faltete die Hände, und schlug die Augen zum Himmel und stammelte: „Dank!"

Er umschlang sein weinend lächelndes Kind, das nun erst den Fremden gewahrend schamhaft und verlegen seinen schlechten armseligen Anzug überblickte.

Der Baron aber, dieses gewahrend, ergriff des holden Mädchens Hand und sagte: „Schäme Dich nicht dieses Kleides! Es ziert Dich mehr, als alle

Pracht der Erde Dich zieren würde: denn ich ahne wohl, was Du gethan, Du gute, fromme Tochter!" —

Marie schwieg, sie hatte den Baron sogleich erkannt. — Sie schritten nun vorwärts um den Bergrücken der Hütte zu — jetzt bogen sie um die Ecke, da —

8.

„Mutter! Mutter! — Liebe Marthe!" tönte es, „wache doch auf!" Da schlug Marthe die Augen auf, und eine ganz andere Welt trat ihr entgegen. — Sie hatte geträumt. Und dieser Traum, der das Entsetzen ihrer Seele bis zur Raserei gesteigert, und das Gebäude ihres Körpers mit einer übermächtigen Gewalt durchtobt, und seine Organe als wie wiedergeboren hatte — hatte ihre Genesung wunderbarer Weise hervorgebracht.

Sie vermochte nicht zu sprechen, sie träumte nur wie noch im neuen Erwachen; und die alte Zauberwelt, die durch den Traum wie mit einem dich-

ten ewigen Vorhang sich zu verschließen schien, trat neu und grell vor ihre Seele. —

Einzelne stumme, aber verklärte Thränen rannen hernieder aus den gottergebenen Augen; Marie warf sich über sie nieder und bedeckte die blassen Lippen mit tausend liebenden Küssen. Der Alte faltete die Hände, der Baron stand im Hintergrunde und weidete sich an dieser Gruppe frommer beseligter Menschen.

„Seid Ihr denn schon so bald bei mir?" sprach Marthe nun — noch halb in dem Gedanken, als ob sie durch die Nacht des Entsetzens in ein ewiges freudenreiches Dasein eingegangen wäre. „Mir ist ja so wohl, so leicht zu Muthe, daß ich aufjauchzen und aufspringen wollte — und doch — fuhr sie fort, indem ihre Blicke die Gegenstände des Gemaches überliefen — „ist mir Alles so bekannt, als ob ich noch lebte. Sollte denn der Allbarmherzige, nachdem er mir nach kurzen Todesschlafe Euch hier gegeben — auch das armselige Beschränkniß unserer irdischen Wohnung mit aufgenommen haben in dieses neue Leben?" —

„Ihr lebt ja, Mutter!" jubelte Marie — „ihr seid erwacht und seid genesen, und ich bin es hier Eure Tochter und der Vater da, und ein Freund dort! Und wir sind Alle glücklich und selig; denn Ihr lebt ja und seid uns wiedergegeben für eine bessere freudenreiche Zukunft!"

„Nun so danke, Seele, dem Allmächtigen!" sprach Marthe nun plötzlich ihrer Sinne ganz mächtig, „ihm, der in dem ersten Tage des Jahres für Dich ein neues Leben hat aufgehen lassen!" Und sie faltete die Hände und stimmte an mit heller Stimme: „Herr Gott, Dich loben wir!" Und der Alte stimmte ein, und das Morgenroth brach wie ein verklärend Feuermeer herein durch das Fenster — und Marie fiel mit ihren glockenhellen Tönen ein in das „Gott, Dich loben wir!" indeß die Thränen der kindlichen Rührung über ihre Wangen rollten. Von der Stadt schallten nun die Donner aus den Feuerschlünden und das Geläute der Glocken herauf. Der Baron aber drückte voll unnennbarer Rührung das herrliche Mädchen, das neben ihm stand, wie ein heiliger

Engel im schlechten Gewande, an seine Brust und rief: „O Du bist ja noch fromm und rein und schön, wie Du es warst, als ich Dich zum ersten Male sah, meine Marie! — Nehmt mich zum Sohne, und jauchzend auch stimmte er nun in den Schluß:

„Herr Gott, dich loben wir
In Ewigkeit, Amen!“

Arabesken und Devisen.

Liebe und Wasser.

Stegreifrede.

Verwundern Sie sich, verehrte Anwesende! nicht über die dem Anschein nach sonderbare Zusammenstellung! Sie werden ausrufen: Wie kommt Liebe und Wasser zusammen! Das ist ja wie Tag und Nacht, Wärme und Frost, Harmonika und Froschgeschrei, Schiller und Lorenz. Aber gedulden Sie sich nur einen Augenblick und Sie werden die mannigfachen Beziehungen zwischen Liebe und Wasser einsehen, Sie werden begreifen, daß wenn Liebe nicht gerade zu Wasser ist, sie doch oft zu Wasser wird, daß sie viel mit Wasser zu thun hat; daß sie mit einem Worte

aus, mit, durch, von Wasser besteht, entsteht, dauert und darin vergeht.

Die Liebe fängt an mit Thränen — was sind Thränen anders als Wasser. Die Liebe wird fortgesetzt in Liebesbriefen; was enthalten Liebesbriefe? — Wasser. Die Liebe wird forcirt mit Gedichten. Was sind diese Gedichte? Ebenfalls Wasser. Die Liebe endigt mit Thränen am Traualtar, und wenn diese Thränen auch Perlen wären, so sind sie doch nicht von besserm Wasser, als die ersten Liebesthränen. Aus Liebe geht und springt man in das Wasser. Das Wasser ist also das Element der Liebenden. —

Die Liebe ist einem Gewitter zu vergleichen. Beim Gewitter kommt erst der Regen; dann das Donnerwetter; in der Liebe kommen erst die Thränen und dann das Donnerwetter; ich meine den Ehestand. Man hat Blitz- und Hagelableiter erfunden. Warum hat man nicht Blitz- und Hagelableiter für die häuslichen Gewitter des Ehestandes erfunden? Dies wäre eine heilbringende Erfindung!

Das Sprichwort sagt: **In vino veritas**, d. h. im Weine liegt die Weisheit, oder die Weintrin-

ker sind weise. Haben Sie jemals gehört, daß im Wasser die Weisheit liege, oder daß ein Verliebter jemals weise war? Das Wasser ist unbeständig; gibt es eine beständige Liebe? Ich sage: nein, und berufe mich auf das Zeugniß der hier versammelten Ehemänner. Das Wasser wird leicht trübe, und wer wird leichter betrübt, als ein Verliebter. Das Wasser erhält nüchtern. Sehen die Verliebten auch berauscht aus, so sind sie doch immer nüchtern im Kopfe. Man hat die Erfahrung gemacht, daß seit Erfindung der Codet de Vaux'schen Wasserkuren die Verliebtheiten zu, und die Ehen abgenommen haben; dagegen aber sich haben die Irrenhäuser gefüllt, ob mit Verheiratheten oder Unverheiratheten ist noch nicht ermittelt worden. Kann man auf Wasser Häuser bauen? Nein? Kann Jemand auf seine Geliebte bauen? Ich weiß es nicht und berufe mich auf das Zeugniß der hier versammelten Damen.

Unter allen Dichtern war Pindar der einzige Narr, welcher auf das Wasser ein Gedicht machte; wenn auch die Anzahl der Narren, die auf die

Liebe Gedichte machten, größer ist, so ist darum noch nicht erwiesen, daß ihre Gedichte nicht wässerig sind. — Als Gott der Herr sah, daß die Menschheit zu sehr verliebt wurde, und sich jeder zehn bis zwölf Weiber nahm, da dauerten ihn die armen Männer; denn es bestanden damals noch keine Irrenhäuser; und er schickte ihnen vierzig Tage und vierzig Nächte lang Wasser, um sie abzukühlen und nach den Regeln der Homöopathie nüchtern zu machen. Der liebe Herrgott war also der erste Homöopath.

Weil sie aber vor Liebe blind waren, so hatten sie nicht schwimmen gelernt und ertranken. Adam war im Paradiese glücklich, bis es ihm einfiel, sich in Eva zu verlieben; als ihm aber Eva unter den Pantoffel gebracht, und er vom Baum der Erkenntniß mit ihr gefrühstückt hatte, wurde das Paradies für ihn zu Wasser. Moses führte die Israeliten durch's rothe Meer trocknen Fußes hindurch. Hofrath Böttiger, der Bischof Münter in Kopenhagen, Cuvier und de Sacy wollen zwar erforscht haben, daß Moses den Israeliten be-

fahl, um ihre Schuhe Blätter aus der „Hegelzeitung" und dem „Gesellschafter" zu wickeln, wo sie dann trocknen Fußes hindurch kamen; auch soll die israelitische Hofcapelle die Ouvertüre aus Spontini's „Agnes von Hohenstaufen" und ein Finale aus „Prinz Lieschen" aufgespielt haben: dem war aber nicht so. Im israelitischen Zuge befanden sich viele Verliebte, und als diese das Wasser erblickten, fürchteten sie sich; sie glaubten, sie würden sich hineinstürzen, und zogen sich zurück. So kamen die Israeliten trocknen Fußes durch das rothe Meer.

Das Sprichwort sagt: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Ich sage: Ein Verliebter ist so lange ein Thor, bis er sich die Hörner im Ehestande abläuft, um dann neue zu bekommen. Die Juden sagen: Das Wasser hat keine Balken. Haben Sie schon jemals einen Verliebten gesehen, auf den man sich hätte fest verlassen können? Wenn die Sonne recht glühend scheint, so sagt man: sie zieht Wasser. Wenn der Mond recht hell scheint, so seufzen die Verliebten; der

Mond aber zieht ihnen das Bischen Geist aus dem Kopfe, und läßt das Wasser als Niederschlag zurück.

Alle Thiere, die beständig im Wasser leben, sind stumm, und können keinen vernünftigen Ton hervorbringen. Haben Sie jemals von einem Verliebten schon ein vernünftiges Wort gehört?

Wenn ich an das Wasser denke, so fällt mir immer die Sündfluth, und bei der Sündfluth fallen mir die Schulden mancher adeligen Familie ein: Wenn ich aber an die Liebe denke, so fallen mir meine dummen Streiche, und bei diesen fällt mir der Sand am Meere ein.

Verehrte An= und Abwesende! Ich sage auch Abwesende, weil sich inzwischen Mehrere entfernt haben. Ich weiß nicht, ob ich die Anwesenden wegen ihrer Geduld, oder die Abwesenden wegen ihres Geschmackes mehr verehren soll. Also Verehrte! Irren ist menschlich, und da die Bescheidenheit unter meinen vielen Tugenden keinen unbedeutenden Platz einnimmt, so will ich auch zugeben,

daß ich in der ganzen Sache vielleicht eine falsche Ansicht habe. Ist dem so, so bitte ich die anwesenden Herren, mich von meinem Vorurtheil gegen das Wasser, und die anwesenden Damen, mich von meinem Vorurtheile gegen die Liebe zu heilen. Also die Ersteren mögen mir beweisen, daß dieser Wein wirklich kein Wasser ist, und die Letzteren mögen mich lieben. Ich setze voraus, daß ich sehr gelehriger Natur bin.

Bis dahin aber sage ich: Zwischen Wasser und Liebe gibt's keinen großen Unterschied. Ich habe diese Rede mit vieler Liebe begonnen, und was ist daraus geworden? — Wasser!

Vergißmeinnicht.

Ein Roman nach de la Motte Fouqué.

Die Ochsen, meine verehrten Zuhörer, verdienen im Allgemeinen die Verachtung nicht, mit welcher wir sie zu behandeln pflegen. Sie sind mit den Menschen vom Paradiese ausgegangen, sie waren mit Noah in der Arche, der Stier Apis wurde bei den Egyptern als Gott verehrt und bis auf den heutigen Tag werden die Kühe in Indien für heilig gehalten. Aus dem letztern Umstande ersieht man, daß es die Ochsen nicht nur bei uns, sondern auch an andern Orten weit bringen können. Der König von Siam nennt sich sogar in seiner Titulatur den ersten unter den weißen Ochsen. Dieses Alles mag Ihnen beweisen, daß die Ochsen als erhabene, stille Dulder verkannt durch das Leben gehen. Der Mensch hat einen viel schwierigern Bildungsgang als der Ochs; er wird erst Mensch,

wenn er zum Bewußtsein und zum Gebrauch seiner Vernunft gelangt ist. Der Ochs dagegen, kaum geboren, ist schon Ochs; jeder Zoll ein Ochs. Wir bezeichnen ihn zwar in dieser seiner ersten Periode mit dem minorennen Namen „Kalb" und sein Zustand erinnert an die sogenannten Flegeljahre des menschlichen Lebens; aber dies ist nur ein verschiedener Ausdruck für eine und dieselbe Sache; denn der Ochs wird als Ochs geboren und stirbt in seinem Berufe. Anders ist es mit dem Menschen. Denn jeder, der als ein solcher geboren worden ist, wird nicht ein Mensch; denn wir haben auch Unmenschen. Haben Sie aber jemals etwas von Unochsen, gehört, von einem Ochsen, der es nicht in jeder Bedeutung des Wortes gewesen wäre? Der Mensch gedeiht und entwickelt sich durch die Anschauung des Lebens, durch Lehre, Vorbild und Erfahrung; der Ochs dagegen gedeiht durch sich selbst, ihm genügt sein eigenes Vorbild, seine Begeisterung, seine intensive Kraft. — Und auf der andern Seite wieder: Wie sich im Menschen die Fähigkeit zum

Maler, Dichter, Musiker entwickelt, so im Ochsen der Beruf zum Rindfleische, Beafsteak, Rostbraten. Abgesehen von der innern Brauchbarkeit und der Gemüthswelt des Ochsen, so ist er als äußerer Ochs eines der nützlichsten Thiere. Aus seinen Hörnern werden Kämme gemacht, welche den Damen zum Putze dienen; seine Haut wird gegerbt und liefert Leder. Dagegen kann man eine menschliche Haut noch so sehr gerben und wird doch keine Schuhsohlen daraus machen können. Oder ist es Ihnen schon vorgekommen, daß man aus den Hörnern, die ein Mensch trägt, hätte Kämme machen können? Gut wär's, denn da könnte mancher seine Familie selbst damit versorgen und brauchte kein Geld an den Kammmacher zu geben. — Man nennt den Ochsen nicht mit Unrecht Hornvieh; denn bedenken sie, er bekömmt die Hörner früher, bevor er noch Ehemann wird. In der menschlichen Gesellschaft ist das umgekehrt, und mancher hat sich als Junggesell nur deshalb die Hörner abgelaufen, um in der Ehe neue zu bekommen, wie die Hirsche im Monat Februar ihr Geweih absto-

ßen, um von Neuem gekrönt zu werden. Wie man also von einem Ochsen sagt, er ist ein Hornvieh, so sollte man von solchen Leuten sagen: dieser Mensch ist ein Hornmensch. — Welchen unsäglichen Schaden hat nicht schon die menschliche Zunge hervorgebracht, ohne uns oft auch nur Einen Genuß zu gewähren. Was haben Sie dagegen gegen eine Rindszunge, zumal gegen eine geräucherte einzuwenden? Eine solche geräucherte Rindszunge spricht eine Sprache, die zu jedem Herzen dringt. Unwillkürlich sagen wir von einem guten Menschen: er ist eine gute Haut, und unwillkürlich machen wir dadurch dem nützlichen Thiere, welches erhaben wie ein Philosoph, aufopfernd wie ein Patriot, seine Haut zu Markte trägt, ein Compliment. — Die frühere Zeit war in der Anerkennung der Ochsen in mancher Beziehung gerechter: denn ihr Bild prangt in manchen Wappenschildern, viele Familien führen ihren Namen daher. Es giebt historische Personen darunter, z. B. einen Oxenstierna, den berühmten Schweizer von Ochs, die

Schriftstellerin Elise von Hohenhausen, geborene von Ochs, die Familie Rindsmaul und endlich des diplomatischen Regenten Europas: Metternich, welcher auch das Prädikat: Winneburg Ochsenhausen führt: lauter ehrenwerthe, ausgezeichnete Namen. —

Wenn man auf der Einen Seite geneigt war, die Ochsen auf der Erde mit Geringschätzung zu behandeln, so hat man ihnen auf der andern die gehörige Anerkennung gezollt; denn wir haben in der Astronomie ein Zeichen des Stieres, und die Verliebten haben in hellen Sommernächten, wenn sie den Sternen ihre Leiden, ihre Sehnsucht und ihre Hoffnungen klagen, keine Ahnung davon, daß ihnen das Sternbild des Ochsen in himmlischer Verklärung entgegenschaut.

Unserm Jahrhundert, so hoffe ich, ist es vorbehalten, den Ochsen die gerechte Anerkennung zu verschaffen, und wer es mit der Menschheit redlich meint, der muß darin nicht zurückbleiben. Die wahre Liberalität wird aber erst dann gedeihen,

wenn wir auch die Ochsen emancipiren. Wenn wir nämlich ausrufen:

„Allen Ochsen soll vergeben,
Und die Schlachtbank nicht mehr sein.“

In der Voraussetzung, daß Sie meine humanen Bestrebungen zu würdigen wissen, kann ich Ihres Beifalls sicher sein. Von den Ochsen aber erwarte ich, daß sie mir eine Dankadresse zusenden, und mich zum correspondirenden Mitgliede ernennen.

Der Ochs aber, von welchem gegenwärtiges Heldengedicht handelt, ging eines Morgens, über mehrere zweifelhafte Rechtssätze nachsinnend, auf einer Wiese spazieren.

Er begegnete einem Vergißmeinnicht, d. h. als er ruhig die Gräser und Gänseblümchen abfraß, stand er plötzlich am Rande des Baches vor einem Vergißmeinnicht. —

Er wollte seinen Augen nicht trauen, denn er wurde sentimental. Er sah mit starren Blicken auf das Vergißmeinnicht nieder und eine Welt lag in diesen Blicken. Sein Gefühl sagte,

diese Blume freß ich nicht; sein Magen aber sagte: „Alles, was mir schmeckt.“ —

Aber, wie bei allen höheren Naturen, so siegte auch hier das Gefühl. Eine Thräne glänzte im Auge unsers Ochsen und er entsagte, wie die Heldin eines Romans. —

Er beugte sich nieder zur Blume und verstellte seine Stimme, daß sie wie die eines jugendlichen Liebhabers klang und sagte:

„Blume, wie heißest Du?“

Und die Blume schlug die blauen, treuherzigen Augen auf, und sagte im Tone eines Ritterfräuleins:

„Ich heiße Vergißmeinnicht.“

Der Ochs schwieg über diese unerwartete Auskunft und versank in ein langes Nachdenken. —

Erlauben Sie mir, verehrte Anwesende, daß ich gleichfalls eine Zeit lang nachdenke, bis ich zur Vorlesung des zweiten Kapitels schreite, welche nächstens Statt finden soll, in sofern mich ähnliche Berufsarbeiten nicht abhalten.

Bis dahin nur entziehen Sie mir und dem

geschilderten Ochsen Ihre gütige Theilnahme nicht. —

Ueber den wohlthätigen Einfluß der Schulden.

(Eine Rede.)

Die Schulden, meine Theuern! sind mit Unrecht bisher als ein Uebel angesehen worden. Der einzelne Mensch nennt ihren Besitz eine Last, die Gesellschaft straft ihr reichliches Vorhandensein mit Verachtung. Und dennoch sind es die Schulden, denen die ganze Gesellschaft, wie der einzelne Mensch, den größten Dank schuldig ist — dennoch sind sie ein verkannter, nichts desto weniger aber edler Wohlthäter, der nicht aufhört, sein Füllhorn über die lechzende Menschheit auszugießen, selbst wo der Undank seine Aufopferungen lohnt. — Schon in der ältesten Religionsgeschichte finden wir Beweise für die Wichtigkeit und Wohl-

thätigkeit der Schulden. Das alte Testament spricht eben so sehr dafür, als wir das Entstehen des Christianismus, folglich unsere Religion, unsere Erlösung, unsere dereinstige Seligkeit und Auferstehung blos den Schulden zu verdanken haben. Judas Ischarioth, der Apostel, ward nämlich durch Schulden getrieben, seinen Herrn und Meister Jesus für 30 Silberlinge zu verrathen. Dieser Verrath aber war nothwendig, damit Christus am Kreuze sterben, auferstehen, uns von der Hölle erlösen, und die seligkeitbringende Religion stiften konnte; hatte Judas aber keine Schulden, so brauchte er die 30 Silberlinge nicht; er verrieth Christum nicht, Christus starb nicht; wir wurden nicht erlöst, die christliche Religion wurde nicht gestiftet; wir gingen durch die Hölle unter. Lassen Sie mich mehrere Beweise aus der biblischen Geschichte als vorausgesetzt allgemein bekannt übergehen, und die philosophischen Principien Behufs meiner Vertheidigungsrede aufbieten: „Ohne Schulden kann es keine Religion geben, wie sie auch immer heiße." — Das Reale muß immer

früher vorhanden gewesen sein, als das Ideale, wie das Empirische früher war, als das Transcendentale. Es muß also früher Schulden (dettes) gegeben haben, bis man auf den Gedanken kam, den Begriff von ihnen derivirend auf Schuld (culpa) anzuwenden, bis man so den Begriff „Schuld, Vergehen, Sünde, Verbrechen" u. s. w. consolidirte. Die Religion ist das Versöhnungsmittel der Schuld mit der Tugend; gibt es keine Schuld, so braucht es kein Versöhnungsmittel, ergo keine Religion, kein Priesterthum zu geben; denn es herrscht blos Tugend; eine Religion aber muß es geben, wie es eine Sünde geben muß: denn ohne den Begriff Sünde hört der Begriff von Tugend auf — ergo muß es auch Schulden geben. —

Ohne Schulden gäbe es keine Processe: ohne Processe keine Advocaten, ohne Advocaten, Processe und Schulden brauchte es kein Recht zu geben: ein Recht aber muß es geben, ergo muß es auch Schulden geben.

Einen Staat muß es geben. Ohne Schulden

gäbe es keine Annäherung, keine Verbindlichkeit zwischen den Menschen, kein Gesellschaftsleben. Das Gesellschaftsleben gehört aber zur Ausbildung der Menschennatur, zu ihrer Veredlung; es kann aber nur bestehen durch Bande der Verpflichtung, durch Verbindlichkeit, diese wird am festesten geknüpft durch Schulden. — Die Verknüpfung der Gesellschaftsbande aber ist der Staat; ergo kann kein Staat bestehen ohne Schulden. — Die tägliche Erfahrung, so wie die ältere Geschichte lehren, daß ein Staat nur durch Schulden groß geworden; ein großer Staat bedingt große Schulden; je größer der Staat ist, desto wohlthätiger ist er für die Weltordnung, ohne Schulden kann aber ein Staat weder groß noch wohlthätig werden; ergo muß es auch in dieser Hinsicht Schulden geben.

Ein Gewissen muß es geben; denn es gibt gewissenhafte und gewissenlose Leute. Gäbe es keine gewissenlose Menschen, so hörte auch der Begriff der Gewissenhaftigkeit auf, und mit ihr das Gewissen. Die Gewissenlosigkeit und die Gewissenhaftigkeit zeigt sich aber am de[illegible]

im Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner. Ohne Schulden gäbe es keine gewissenlosen Gläubiger, keine gewissenhaften Schuldner; hören Beide auf zu sein, so hört auch die Bedeutung des Gewissens auf; hört das Gewissen auf, so hört auch die Tugend auf. Tugend und Gewissen aber muß es geben: ergo muß es auch Schulden geben! — Meine Verehrten! Habe ich den ersten Theil meiner Beweisrede, den philosophisch-juridisch-religiösen Theil in syllogistisch-dilemmatisch-soritischer Form durchgeführt, so erfordert es die Würdigkeit des Gegenstandes ebensowohl, als die Natur der Beweismittel insbesondere, gegenwärtig für deren zweiten Theil die historisch-analytische Procedur einzuschlagen.

Meine Theuren! Die Medicin (Arzneiwissenschaft) ist eine Wohlthat der Menschheit, sie ist die Wissenschaft aller Wissenschaften; denn sie bedingt die Existenz des Menschenlebens und mit diesem die Existenz aller demselben inwohnenden, aus ihm entspringenden Fähigkeiten und Thatäußerungen. Die Medicin wirkt auf den Menschen und das Menschenleben ein, wenn eine Krankheit vorhanden

ist. Was ist aber eine Krankheit anders, als die unterbrochene Schuldigkeit, die Pflichtschuld, eines Organs, des Körpers gegen das andere, die Unterlassung seiner Function, die Nichtbezahlung. Krankheit ist also Schuld; die Medicin ist das Gesetz, der Richter, welcher den Gläubiger zur Pflicht, zur Functionsfortsetzung antreibt; ohne Krankheit gibt es keine Medicin. Krankheit muß es geben, weil das Menschengeschlecht sich theilt in Production und Consumtion; die Weltordnung will zerstören, um zu erschaffen; der Mensch muß sterben, das bedingt seine organische Natur noch daneben, die Fähigkeit blos einige Grade der Ausbildung: ohne Krankheit aber stürbe der Mensch nicht, was ist Krankheit anders als Schuld, also sind es Schulden, die die Weltordnung bedingen, die Räder in der Schöpfungsuhr treiben. Ohne Schulden gäbe es aber keine Medicin. — Der Strom hat sein Gewässer aus dem Erdkern bekommen; er zahlt seine Schuld dem Meere ab; diese Schuld wird abgetragen nach dem großen Gesetzbuch der Natur: [illegible] sie, so gäbe es Ue-

berschwemmung, Zerstörung des Erdgebäudes, mit diesem die Zerstörung des Weltsystems: ergo ein Chaos. Was das Zerfallen der Welt in's Chaos hindert, sind also Schulden. Diesen Schuldgesetzen sind die Elemente, sind die Bahnen der Planeten unterworfen. Was ist der Sonnengang unserer Erde anders, als eine Schuld (Schuldigkeit) der Erde gegen die Sonne, welcher sie gewissenhaft nachkommt. Als der Herr die Menschen in Liebe an einander knüpfen wollte, hat er die Schulden erschaffen; die Schulden sind die hohen Priester vor dem Hochaltare der Natur und des Lebens. Ihr Sacrament ist die ewige Harmonie — sie sind die Binde-Stola aller Liebe, die verwandten Klänge in der Menschenseele, Accord und Echo; Beweis für die Unsterblichkeit der Seele.

Eine Schuld bedingt die andere Schuld; eine Schuld heilt die andere Schuld! — Hat ein Organ meines Körpers seine Schuldigkeit eingestellt, so werde ich krank; der Arzt will die Schuld heben, und befiehlt mir, den Brunnen zu trinken, und zeitig früh Bewegung zu machen. Ich bin

jedoch zu bequem, zu schläfrig, um mich so schnell dem Lager zu entreißen; versäum' ich es, so nimmt die Krankheit überhand, ihr folgt der Tod. Habe ich aber Schulden — so habe ich auch Gläubiger; Gläubiger sind auch Mahner; als solche machen sie häufig Morgenvisiten, die, je öfter sie erfolgen, desto lästiger werden. Will ich mich dem entziehen, so muß ich zeitig aufstehen; dadurch komme ich der Vorschrift des Arztes nach, ich mache mir Bewegung und genese. Die unterlassene Schuldigkeit meines Organs wird daher aufgehoben (das heißt: die Schuld bezahlt) durch Schulden, die nicht bezahlt werden.

O meine Freunde! wäret Ihr doch alle so durchdrungen von dem wohlthätigen Einflusse der Schulden, wie ich, Ihr würdet dann das Geld nicht allein verborgen, sondern auch ausborgen. „Wenn ich nicht Alexander wäre," sagte der macedonische König, „so wollte ich Diogenes sein." — „Wenn ich nicht Gläubiger wäre," möchtet Ihr dann sprechen, „so möchte ich Schuldner sein." — Ja, meine Freunde, danket dem Himmel, daß

es Schulden gibt; denn ohne Schulden gibt es weder Himmel noch Hölle, weder Leben noch Welt. Was ist das Gedeihen in der Natur anderes, als Schuld und Schuldigkeit; was ist der seligste Genuß, die Liebe, anders als eine Schuldigkeit? Ja der Schöpfer hat sie durch die Religion zu einer Schuldigkeit gemacht, während sie schon höchste Seligkeit ist; Seligkeit und Schuldigkeit sind also eins. Danket, daß Ihr Schulden habt. — Die größten Männer, meine Freunde! sind nur durch Schulden das geworden, was sie waren. Carl der Fünfte war den Fuggers schuldig, und war doch der größte Monarch und der reichste zugleich, denn er besaß die Hälften zweier Welttheile. Er wußte aber die Schulden in Ehren zu halten! Die die Höhe des Lebens schmücken, sollen wir verehren und ihnen nacheifern. Die größten Herren aber haben ungeheuere Schulden — trachten wir ihnen also ähnlich zu werden. Meine Freunde! Ich möchte Thränen der Rührung weinen, wenn ich denke, daß einmal der Fall eintreten dürfte, wo es auf der Welt gar keine

Schulden mehr geben wird. Dann, meine Freunde, möchte ich gar nicht mehr leben. Bewegung, Kampf der heterogenen Elemente ist ja Leben, Wirken, Schaffen; Vegetiren, Ruhe und Stillstand ist Tod, und sind Schulden nicht die Federn all dieses Belebens? Doch die Welt wird erst mit dem Tage ein Ende haben, wo es keine Schulden mehr gibt. Schiller sagt schon „Wer keine Schulden gehabt hat, der stehle — weinend sich aus unserm Bund!" — —.

Wie aus der Studententerminologie mehrere Ausdrücke in's bürgerliche Leben übergetreten sind, z. B. Philister u. s. w., so auch die Worte: „Pump, Manichäer." Pump, welch ein Wohlklang, welche süße Melodie in diesen Worten! Wie schön hat aber auch der Sprachgebrauch den Genius dieses Wortes, die ideale Bedeutung erfaßt! Wie Wasserpumpen nämlich eine Wohlthat für eine volkreiche Stadt sind, so sind Schulden Wohlthaten für die Geschlechter! Nicht schöner hätte man diesen **Nervum rerum gerendarum** benamsen können, und es wäre zu wünschen, alle Wörter-

bücher nähmen dieses Wort auf an die Stelle des veralteten Schulden: denn hier macht der Ausdruck auch dem Sinne alle Ehre, und es wäre sehr gut, jenen aus der Sprache zu verbannen. — Meines Wissens hat noch Niemand über die Wohlthat der Schulden geschrieben — ich bin der erste, der dies reiche Feld betreten hat, und bin stolz darauf. —

Heil Jedem, der Schulden hat; er hat Anwartschaft auf die Seligkeit; während er die Seligkeit des Daseins, die des vollen Lebensgenußes erfaßt, so erfüllt er auch die Pflichten seines irdischen Daseins. Lasset uns aber alle die bedauern, welche blos Gläubiger sind; ach diese Unglücklichen muß es auch geben; sie sind die Sackträger der Menschheit, der belastete Theil, der gewährt und nicht genießt, in ihrer Brust schlägt nicht das beseligende, erwärmende Feuer, sie sind fern von der Verklärung; lasset sie uns beweinen, denn ihr Loos ist wie das der Parias, und freuen wir uns um so mehr unserer eigenen Seligkeit. Wehe aber denen, die weder Gläubiger noch Schuldner sind

— sie gehen liebe-, freude-, theilnahmlos über diese Erde. Ihr Dasein ist ein Schatten; ihr Genuß ein Traum — sie ahnen die Seligkeit nicht, und am Lebensabend blicken sie über ein thatenloses Dasein mit Grauen hinüber, und gestehen sich, daß sie wie Wanderer waren, welche schlafend im Wagen eine paradiesische Gegend durchreisten. Sie sind wie todtgeborne Säuglinge, die zur Welt kamen, um Leichen zu werden. Ach, sie haben den Zweck des Lebens verfehlt, und ihr Andenken verlöscht mit ihnen, während das Angedenken des gestorbenen Schuldners in Aller Mund lebt, und die rührende Theilnahme ihn zu Grabe geleitet. Den Hügel aber ziert ihm eine weinende Urne, und sein Gedächtniß verlöscht nicht von Geschlecht zu Geschlechtern. —

Meine Freunde! Hätte es ohne Schulden einen Rafael, einen Michel Angelo — einen Luther, Guttenberg, Pestalozzi, Napoleon, D. Franzia und Pittschaft gegeben?? Nein, meine Freunde! Sie wurden nur durch Schulden groß; die größere Hälfte ihres Daseins hieß Schuld. Segnet sie,

meine Freunde! — Die wichtigsten und wohlthätigsten Entdeckungen haben wir lediglich den Schulden zu verdanken. Columbus ward durch Schulden genöthigt, auf eine Entdeckung auszugehen, und entdeckte Amerika; Congreve hatte ungeheure Schulden, bis er sich entschloß, seine berühmten und wohlthätigen Raketen zu erfinden. —

Darum jubelt, meine Freunde! daß es Schulden gegeben hat, daß es viele Schulden gibt, und daß der Welt Untergang daher noch ganz fern ist, weil es noch lange Schulden geben wird. — Jubelt, meine Freunde, daß Ihr Schulden habt, und danket dafür. Sollte aber, was ich jedoch mit innerm Erbeben nicht zu denken vermag, sollte sich Einer unter uns befinden, der keine Schulden hat, dann weiht besonders ihm Eure Thränen, dann bedauert ihn, und richtet mild — und, laßt es mich mit Triumpf aussprechen und vorschlagen: „Wie das ewige Erbarmen die ganze Welt umschlingt, so wollen wir auch Gutes an ihm üben. Verstoßet ihn nicht trostlos, meine Freunde, weil er keine Schulden hat; er ist vielleicht unschul-

dig daran; übt Wohlthat an ihm, Freunde! und laßt uns ihm jeder einen Theil der eigenen Schulden schenken, daß er nicht untergehe in der Armuth des quälenden Bewußtseins. Uebt Menschliches, Freunde — noch mehr, übt Göttliches. Lasset uns den armen, schuldlosen Bruder von unseren Schuldenreichthum mittheilen. Der Himmel wird Euch dafür segnen mit neuen Schulden.

Meine Freunde! Ich sehe Euch alle durchdrungen von der Wahrheit meiner Rede, und Thränen sind die Schuld, welche Eure Augen dem Beifall zollen. Meine Freunde! gebt mir Materialien, Erfahrungssätze aus Euerm Leben, Behufs eines großen und ausführlichen Werkes über die Wohlthat des Schuldenmachens! —

Um Euch aber zu beweisen, wie begeistert ich für die Sache, wie geeignet ich zur Ausführung eines solchen Werkes bin, will ich mich in der schönen Tugend üben, will vom morgigen Tage an bei Euch allen borgen, und dann erlaubt mir,

daß ich mich ewig Euren Schuldner nenne. — Liebet Euch dann auch so unter einander, wie ich Euch lieben will.

Narrenrede.

(Bei Gelegenheit eines Maskenballes.)

Verehrte Anwesende!

Schämen wir uns nicht, daß wir uns heute versammelt haben, um insgesammt Narren zu machen. Was ist das Leben anders, als eine Narrheit im Großen; die Welt, ein ungeheures Narrenhaus; die Menschen, von dem Fürsten bis zum Bettler hinab — Narren, nichts als Narren. Wir werden als Narren geboren, laufen durch das Narrenhaus Welt und legen uns endlich mit dem Ausrufe: „Alles ist eitel!" zur Ruhe nieder. Darum Verehrte sollten wir nicht den Tag feiern, wo wir geboren worden, sondern den Tag, an welchem wir zur Erkenntniß gekommen sind, daß wir Narren sind. Wer den Muth hat zu gestehen,

daß er ein Narr ist, der ist der rechte Weise, wer sich aber am klügsten dünkt, ist nur ein Narr. Da ringen und streiten die Menschen gegen einander, jagen Phantomen nach, streben nach Glanz und Rang und es ist doch Alles eitel und vorübergehend, wie der Schaum am Meere.

In der That, es ist etwas Schönes, Erhebendes um die Narrheit, in ihr blüht die Toleranz, die Selbsterkenntniß, die Nächstenliebe und die Ruhe. Wenn wir es erst dahin gebracht haben, uns und unsere Nächsten für Narren zu halten; dann ist das goldene Zeitalter gekommen. Es wird Friede sein in der Welt, wir werden einander lieben, wir werden so zu sagen einen Narren an einander gefressen haben.

Ja, es ist etwas Schönes um die Narrheit und in früherer Zeit sind die Narren auch mehr geschätzt worden, vermuthlich, weil sie seltener waren. Es gab damals zum Beispiel Hofnarren, wie man jetzt Hofräthe hat, und die Höfe waren manchmal besser berathen, als jetzt, wo sie oft, trotz der vielen Räthe, keinen Rath wissen.

In der ersten Zeit des ehelichen Glückes nennt die Frau ihren Mann: „Mein liebes Närrchen," in der zweiten Station: „lieber Narr!" und in der dritten: „du bist ein Narr." So lange er aber noch ein Narr ist, geht's mit dem Ehestande gut; wird er erst klug und setzt seinen Kopf auf, so ist es um den häuslichen Frieden geschehen, und die selige Zeit der Narrheit ist für immer verloren.

Ein Sprichwort sagt: Kinder und Narren reden die Wahrheit. Sie sehen dem nach, daß Kinder und Narren allein die wahre Freiheit besitzen. Denn spricht ein Kluger in unserer Zeit die Wahrheit, so wird er auf den Mund geschlagen, oder in die Frohnfeste gesperrt.

Ein anderes Sprichwort sagt: Jeder Narr findet seine Kappe. Dagegen können oft die klügsten Frauenzimmer nicht unter die Haube kommen.

Noch ein Sprichwort sagt: Jeder Narr hat sein Steckenpferd. Sehr wahr! Denn wie viel Weise müßen dagegen elendiglich zu Fuße

herum laufen, und kommen höchstens, wenn sie sich höher schwingen wollen, von dem Pferde auf den Esel.

Bei den Muhamedanern werden die Narren für Heilige gehalten. Sie sehen, wie wohlfeil es dort ist, in den Geruch eines Heiligen zu kommen.

Selbst der Staat widmet den Narren vorzugsweise seine Sorgfalt. Denn er läßt Narrenhäuser bauen. Haben Sie dagegen erlebt, daß man irgendwo ein Haus für die Klugen erbaut hätte? Die Fürsten hielten sich sonst Hofnarren; aber daß sich ein Fürst einmal einen Hofklugen gehalten hätte, davon wissen wir nichts. — Sie sehen also, verehrte Anwesende, wie wenig die Klugheit protegirt wird.

Darum also lasset uns die Narrheit preisen, und wer jetzt der lustigste, beste Narr ist, den wollen wir heute Nacht für unsern König erklären, und er herrsche über uns, ohne Constitution, im Reiche der Thorheit.

Ich aber rufe mit Ihnen laut: Es leben die Narren! es lebe die Narrheit! hoch!

Die Männer,

in auf- und absteigender Linie.

Im 16. Jahre machen die Männer viele Barbiermesser stumpf und lesen Romane.

Im 17. Jahre: Erste ewige Liebe — sie machen Gedichte und lernen Guitarre spielen, fangen auch an Tabak zu rauchen.

Im 18. Jahre: sie lassen sich einen Schnurrbart stehen, sitzen gerne zu Pferde, duelliren sich, üben sich im Trinken und wollen sich wegen der treulosen Geliebten todtschießen.

Im 19. Jahre: sie tragen steife Halsbinden und gebrannte Locken, haben schon zwei Liebschaften.

Im 20. Jahre: sie sprechen vom Heirathen, tanzen gern, verlieren mit Fleiß das Vielliebchen, sind artig gegen alle Damen, selbst gegen die Dienstmädchen.

Mit 21. verlieben sie sich in eine Frau und sprechen verächtlich von der Ehe. Mit 22., sie sprechen gerne von Pferden und Whistpartien,

prahlen mit Liebesbriefen, schicken sich selbst Geschenke durch die Stadtpost und werden überrascht.

Im 23. Jahre: sie legen eine Sammlung von Locken an und sprechen von Entsagung.

Mit 24. Jahre verlieben sie sich in eine Blondine, weil sie Geist hat — sie verachten die Schönheit und tanzen nicht mehr.

Im 25. Jahre sehen sie mehr auf Geld, als auf Reize, schaffen sich einen Hund und viele Pfeifen an.

Im 26. Jahre protegiren sie eine Schauspielerin, loben diese in allen Blättern, und fangen ein wenig zu arbeiten an, wovon sie aber viel Rühmens machen.

Im 27. Jahre: sie umschwärmen an öffentlichen Orten alle Tische, machen allen Damen den Hof, nennen jede die Schönste, denken manchmal ernstlich ans Heirathen. Sie nehmen sich auch vor, solider zu werden.

Mit 28 Jahren: sie spielen die Gesetzten, begucken sich von hinten im Spiegel, ob sich noch keine Platte meldet, und klagen über Kränklichkeit.

Mit 29 Jahren: sie wollen eine Frau nehmen, die eine gute Köchin und Krankenwärterin ist.

Mit 30 Jahren ist Eine gefunden — sie gehen mit Zittern und Zagen ans Werk und — heirathen. Vierzehn Tage nach 30 Jahren sind sie galant, geistreich und liebenswürdig; sie nennen die Frau einen Engel und leben nur für sie.

Mit 31 Jahren werden sie geizig, klagen über Putzauslagen, über schlechte Suppe und nennen die Frau blos „Frau."

Mit 32 Jahren langweilen sie sich — nennen die Frau blos „liebes Weib," und werden manchmal eifersüchtig.

Im 33. Jahre heißt die Frau blos „Du" und wird bei dem Vornamen gerufen. Die Suppe wird immer tadelnswerther, sie halten es für lächerlich, einen Ball oder das Theater zu besuchen.

Mit 34: sie philosophiren über den Ehestand, sprechen von Sorgen und lassen sich von der Gattin die grauen Haare ausrupfen.

Mit 35. verlieben sie sich in eine junge Dame, sind zu Hause verdrießlich, schelten und grollen,

tyrannisiren die Kinder und Dienstboten. Wenn die Frau einen Kuß haben will, sagen sie ärgerlich: „Ach laß die Kindereien bleiben!"

Im 36. Jahre haben sie einen guten Freund, machen dessen Frau den Hof, und beneiden den fremden Ehestand. — Abends sind sie stets außer dem Hause bei Whistpartien, sie trinken auch manchmal ein Fläschchen. Im 37. Jahre sprechen sie von der Erziehung der Kinder, von vielen Auslagen und reduciren den Putz der Frau auf Null.

Im 38. Jahre leiden sie an der Kopfgicht und sagen: „Meine Frau macht mir den Kopf voll, ich kann es zu Hause nicht aushalten."

Im 39. Jahre wünschen sie sich in das 25ste zurück, sie werden Sittenprediger und leben unmäßig.

Im 40. Jahre fangen sie an, zu brummen und brummen bis zum Tode. Wenn sie im Sterben liegen, und die Frau weint mit zerrissenem Herzen, so ist ihr letzter Athemzug als Antwort noch ein Gebrumm.

Der preußische Zollverband und die Damen.

(Eine staatswirthschaftliche Abhandlung.)

Die Damen ahnen es gewiß nicht, welch ein Ungewitter mit der Ausdehnung des preußischen Zollvereins sich über ihren Häuptern zusammenzieht. Sie rutschen mit dem Zollverbandsrutscher geraden Weges in ihr Verderben hinein. —

Es ist bekannt, daß die Damen eine bedeutende Stellung im Staate einnehmen; aber der Staat nimmt noch eine bedeutendere Stellung bei den Damen ein. Insofern nun der Zollverband Einfluß auf den Staat ausübt, übt er auch Einfluß auf die Damen aus. — Ein Staat wird gebildet durch Flächenraum, Bevölkerung und Institutionen. Dagegen haben es die Damen leichter; denn jede Einzelne kann für sich Staat machen, ohne gerade ein Land zu besitzen. —

Es leuchtet ein, daß mit dem Zollanschlusse alle französischen, englischen und überseeischen Er=

zeugnisse theurer werden. Nun kleiden sich aber die Damen, weil sie Alle Engel sind, am liebsten in englische Stoffe. Werden diese aber zu theuer und können die Damen kein englisches Zeug mehr anziehen, so ziehen sie auch den Engel aus. — Die Frau wird zu ihrem Manne sagen: „Wenn ich mich einschränken soll, so schränk' Du Dich auch ein. Trink' keine französischen Weine mehr, trink Naumburger, Meißner, Grüneberger!"

„Was?" wird der Mann antworten. „Ich soll Meißner und Naumburger trinken? Du willst mir das Leben sauer machen, und das gibt einen Grund zur Scheidung."

Auf diese Weise wird das Familienglück zertrümmert. —

Auch der Caffee und Thee soll theurer werden. Der Mann wird wünschen, seine Frau soll keine Caffeegesellschaften geben. Gibt es aber keine Caffeegesellschaften, so gibt es keine Unterhaltung für die Damen, gibt es keine Unterhaltung, so gibt es keine Beschäftigung für die Damen, gibt es keine Beschäftigung, so langweilen sie sich, langweilen

sie sich, so werden sie verdrüßlich, und sind sie verdrüßlich, so — — fangen sie vielleicht aus Verzweiflung an den Mann zu lieben. — Und dies gibt dann eine verzweifelte Ehe. —

Auch der Zucker wird theuer. Womit wollen noch die Frauen ihren Männern das Leben versüßen, wenn es keinen Zucker gibt? —

Die Moden, welche doch den Bildungsgrad jeder menschlichen Gesellschaft bezeichnen, werden von nun an nicht mehr aus Frankreich hereingelassen werden. Wenn die großen, weiten Pauschärmel an die deutsche Grenze kommen, so wird der preußische Zollbeamte ausrufen: „Halt! dahinter steckt etwas. Das ist Contrebande, das wird confiscirt!“ —

O unglückseliges Deutschland, was soll aus dir werden, wenn du keine französischen Moden mehr genießen kannst. Nein! dagegen müssen wir protestiren, ja sogar rebelliren. Haben wir deswegen die Leipziger Völkerschlacht geschlagen und das allgemeine Ehrenzeichen erhalten, haben wir deshalb rebellirt und unsere Stadtmiliz abgesetzt

um uns in unsern heiligsten Rechten beschränken zu lassen. Ohne Mode keine Freiheit. Wenn man sich den Kopf nicht mehr von einer Putzmacherin zurechtsetzen lassen darf, so lohnt es weiter nicht, einen Kopf zu haben. — Wenn Deutschland nicht mehr die französischen Moden nachahmen kann, was bleibt dann noch Eigenthümliches an Deutschland? Diese Moden sind unser einziger Gemeingeist, unsere wahre Einheit, und diese Einheit haben wir den Damen zu verdanken. —

Es steht zu befürchten, daß dann alle deutschen Damen auswandern und nach Frankreich ziehen. Wenn es aber in Deutschland keine Frauen mehr gibt, welche Stille wird daselbst herrschen? Die schreckliche Ruhe des Grabes! Aber auch welche Einigkeit! Es wird keinen Widerspruch mehr geben. — Aber welche Verluste werden wir dagegen zu beweinen haben? Und die Liebe, die Anmuth, die Milde, die Treue, die Herzlichkeit, die Sanftmuth, alle weiblichen Tugenden, die das Leben verschönern, werden uns fehlen! — Das ertrage, wer kann. —

Deutschland wird eine Einöde sein, ein Grab! Es wird zwar keinen Thee und Caffee mehr trinken, aber aus allen Essighändlern werden Weinreisende werden und der Deutsche wird sein tägliches Brod sauer verdienen. —

Ja, Deutschland wird eine Wüste, eine Todtengruft sein; denn die holden Blumen, welche seinen Garten schmückten, werden fehlen. Es wird einem verschütteten und wieder ausgegrabenen Pompeji und Herculanum gleichen, wo nur stumme Wände den Wanderer grüßen und kein Mund widerspricht, Wir werden dann Wehe! ausrufen über die Staatswirthschaft, welche der Zollverein befördert, und die Staats*un*wirthschaft zurückwünschen mit den Frauen. —

Es wird Ihnen ohnedies schon aufgefallen sein, wie ich den Staat und die Wirthschaft hier in eine Verbindung habe bringen wollen; aber die verschiedensten Charaktere, spricht die Erfahrung, passen oft am besten zu einander. —

Darum, meine Damen! keinen Zollanschluß! Nieder mit den Barrieren, welche die Pauschärmel

nicht durchlassen! Säßen Sie in der Kammer, wie ich bereits einmal gewünscht, so würde jener verderbliche Verein nicht zu Stande gekommen sein. Sie würden dem Ministerium eingeheizt haben und das mit Recht!

Und sollen die Männer — die doch zuweilen von Ihnen geliebt werden — ein Opfer der weinmörderischen Cabale von Naumburg und Grüneberg werden? Nein! — Nieder mit den Zollhäusern, denn jeder Zoll eines solchen Hauses nimmt uns eine Klafter unserer Freiheitsrechte! Ja, wir Männer wollen einen Zoll geben, aber nur an die Damen: den Zoll der Bewunderung, der Liebe, Anbetung, Hochachtung und der Galanterie. — Wenn ein französischer Damenhut an die Grenze kommt, so sei jeder Zoll dieses Hutes ein Heiligthum, das keines Zöllners rauhe Hände anzutasten wagen dürfen. — Schrecklicher Gedanke, wenn es heißt:

„Da kömmt der Zöllner rauh und kalt
Faßt er des Hutes zärtliche Gestalt,
Und will ihn tückisch, mörderisch zerzausen.
Bei solchem Loos packt jedes Herz ein Grausen.“

— Die tiefe Rührung verhindert mich weiter zu sprechen.

Nachdem ich Ihnen das Schrecklichste, was Ihnen bevorsteht, geschildert, frage ich: welche von Ihnen hat noch den Muth, den Zollverbandsrutscher zu tanzen? —

Die leipziger Dachtraufen, noch einmal.

Es ist heute der 31. October 1838, das Reformationsfest, und ich soll über die leipziger Dachtraufen schreiben!

Ich erinnere mich noch jenes 31. Octobers im Jahre 1830, des Festes, das zugleich ein Versöhnungsfest des Bleibenden und Werdenden war, jenes Tages, an welchem alle Behörden Leipzigs, alle Corporationen, alle Institute, die Repräsentanten aller Glaubensgenossenschaften einen unabsehbaren Zug durch Leipzigs Straßen bildend, nach

dem Tempel des Herrn wallfahrteten, ihm zu danken mit inbrünstigen Worten für das Gegebene, zu ihm zu beten für das noch Werdende.

Es war ein schöner, großer Tag. — Ich, ein Katholik, und der Lutheraner Ortlepp dichteten begeisterte Lieder zur Feier dieses Tages, und es war damals nicht die Frage, wer Katholik, wer Lutheraner sei, und — selbst die Juden, glaube ich, waren an diesem Tage emancipirt. Es war dies ein allgemeines Versöhnungsfest verschiedenartiger politischer und religiöser Interessen. Daß wir Katholiken und Lutheraner durch dies Versöhnungsfest gewonnen haben, weiß Jedermann; ob auch die Juden gewonnen haben (ich meine nicht „merkantilisch", damit der allzeit fertige Witz unter dem angestrichenen Worte nicht eine Doppeldeutung suche; sondern in der Emancipation) — das weiß ich nicht, das mögen die Juden selbst beantworten, darüber mögen sie selbst schreiben, darüber müssen sie uns nicht schreiben lassen; sonst heißt es, sie haben uns bestochen! Und der Mann hilft sich selbst, durch Wort und That,

nicht allein durch wehmüthige Klage. — Sie sollen Repräsentanten für sich schicken: Rothschild, Sina, Eskeles, Arnstein, Heine, Stockmart u. s. w. — Deren Worte werden mehr helfen, als die eines armen katholischen Journalisten! —

Also es war ein großer, schöner Tag, nur der Himmel begünstigte ihn nicht. Ich meine hier nicht den großen, ewigen, toleranten Himmel, der nur eine Sorte von Menschen kennt, und diese sind wir Alle, ich meine den atmosphärischen. Dieser umnebelte sich an dem schönen Morgen; — beim Beginne des Zuges regnete es, und regnete den ganzen Tag, bis in die Nacht, wo der glänzende Fackelzug erfolgte. — —

Und so geschah es auch heute! Es regnete vom frühen Morgen bis zum Abend 9 Uhr, wo ich diesen Aufsatz schreibe, und der Fackelzug, dem würdigen Professor Weber gebracht, zu Ende ist. —

Gegen den Regen nun wäre nichts einzuwenden; die hellerleuchtenden Fackeln kümmerten sich

eben so wenig darum, als die braven jungen Fackelträger, aus deren Mitte dereinst in Kammer, Kirche und Haus manch' eine Fackel aufgehen wird.

Aber gegen die Dachtraufen wäre wohl etwas einzuwenden. Sie sind zwar leipziger Dachtraufen; doch warum soll ich nicht auch mit den Leipzigern ein bescheiden-freies Wort sprechen? —

Wer den Fackelzug sah und die Fackelträger, wird wissen, daß der gelinde Regen sie lange nicht so sehr incommodiren, ja zur Verzweiflung treiben konnte, als die zahllosen Wasserfälle der leipziger Dachtraufen. — Ich habe die Wasserfälle in der Steiermark, im Riesengebirge und im Harze gesehen, aber was sind diese gegen die leipziger Dachtraufen-Wasserfälle? — Naturschönheiten für den Wanderer, der sie aus der Ferne entzückt beschaut, aber keine Staub-, Douche-, Sturzbäder! — In Gräfenberg dient das Sturzbad zwar zur Gesundheit; wer aber unter dreizehnjähriger Behandlung der leipziger Dachtraufen-Sturzbäder gesund bleibt, den bitte ich um sein

Portrait, um es meiner Naturaliensammlung der Schuppenthiere einzuverleiben. —

Ja, wären die Dachsturzbäder alle noch in einer Linie angebracht; eh bien! man könnte ein vernünftiges Wort mit ihnen reden. Aber so gießen sie ihren Redefluß im Zick-Zack unbarmherzig über die Straßenwandler aus, und die gliedergewandte Taglioni selbst wäre nicht im Stande, wenn sie jetzt der Scylla ausweicht, im nächsten Momente der Charybdis zu entgehen. — Und was der rehfüßigen Taglioni nicht gelingt, das verlangen die leipziger Dachtraufen von mir!! —

Erst eine bescheidene Frage: „Wozu sind die Dachtraufen da?" — Antwort: „Um das Regen- oder Schneewasser von den Dächern auf die Straßen zu leiten." Gut! Aber ich könnte eben so gut sagen, dazu sind die Dichter in den Dachstuben auch da. Ich verzichte aber auf diesen Einfall, und frage weiter: „Wozu sind die Straßen da?" — Damit Menschen auf ihnen herumwandeln können. — Gut! — Folglich sind die Dachtraufen da, um das Wasser der Dächer auf die Häup-

ter der auf den Straßen wandelnden Menschen hinabzugießen. — — Ist das menschlich? — Ich weiß es nicht, aber die Dachtraufen müssen es wissen.

Vielleicht haben die Dachtraufen eine tiefere Bedeutung. Sie sind die Thränen der Hauswirthe, welchen die Mithbewohner keine Miethe bezahlt haben? — Möglich! Aber was können die Miethbewohner von Nr. 10 z. B., die ihre Miethe meinetwegen nicht bezahlt haben, dafür, daß ihnen die Thränen von den Dachtraufen dreihundert anderer nicht bezahlter Hausbesitzer auf den Kopf laufen?

„Warum büßen für zehnfache Schuld,
wo ich der einen kaum bezüchtigt bin?

sagt Electra.

Oder sind die Dachtraufen vielleicht die Thränen der Meßfremden, welche (ich meine die Thränen und nicht die Meßfremden!) sich in den Rinnen gesammelt während der Messe, und nun herabströmen, weil sie (die Meßfremden) in der Messe oft für eine kleine, dunkle Stube 40 Thaler

und für eine Portion gerösteten Korn-Gesundheitscaffee 4 Groschen haben zahlen müssen? —

Nein! „Denn gäbe es auch dergleichen," so träufen die Dächer ebenso außer den Messen, wie während derselben, und wodurch hätten denn diejenigen Straßenwandler, die während der Messe keine Logis zu vermiethen haben, diese Taufe und Waschung verdient!? —

Warum Unschuldigen den Kopf waschen, wenn er uns Schuldigen gewaschen worden ist!?

Oder sind die Dachtraufen Liebesthränen schöner, reicher, holder Jungfrauen, die von ihren Geliebten verlassen worden sind?

O nein! Diese wohnen weder unten, noch auf dem Dache, und werden, zumal wenn sie reich sind, nicht verlassen.

Die Thränen der Armuth können es auch nicht sein; denn dies paßt nicht auf unsere Stadt, wo die Thränen eines jeden Armen, der es verdient, gestillt werden.

In großen Residenzen wäre es möglich, aber da zerfließt die Thräne vom sechsten, siebenten

Stockwerk herab in die Luft, so daß sie, wenn sie auf die vorüberrollende Equipage des reichen Prassers fällt, kaum einen Nebeldunst bildet. —

Also Thränen sind es nicht! Allenfalls Himmelsthränen, der Erde geweint, damit er sie befruchte. Aber was hat die Fruchtbarkeit der Erde in den Straßen mit unsern Filzhüten und Damenmänteln, mit unsern Fracks und Damencapuzen zu thun? —

„Da wächst keine Blume, da grünt kein Gras,
Die werden nur von Regen und Dachtraufen naß." —

Man verzeihe mir, daß ich an meine ernste Einleitung eine solche scherzhafte Folge geknüpft habe. Oft zieht das gut gemeinte, bescheidene, scherzhafte Wort die Aufmerksamkeit dessen, der helfen kann, leichter auf einen Gegenstand, als das ernste!

Es soll und kann hier unmöglich von einer unbefugten Petition, einem Tadel oder einer Beschwerde die Rede sein; sie würde sich unter allen Verhältnissen hier nicht geziemen.

Nur um eine bescheidene Anfrage handelt es

sich, die man nicht verübeln wird, wenn auch der Verfasser nicht versicherte, daß sie „bescheiden" und „Anfrage" ist.

Wir haben ein neues Stadtpflaster. Dank unserer Stadtverwaltung! Wir haben eine Gasbeleuchtung, die der Stadt zur Zierde gereicht. — Den Ausgang derselben, am 30. October, könnte nur ein Böswilliger bewitzeln. — Wir haben zwanzig andere schöne Einrichtungen im Verlaufe weniger Jahre erhalten.

Aber wird das neue Straßenpflaster nicht auch durch die alten Dachtraufen verdorben werden? — Und wo ist ein Ende abzusehen, wenn nur alle neu-umzubauenden, neu-aufgebauten Häuser, und alle neu-angeputzten statt der Traufen Röhren erhalten, und die alten, ehrwürdigen, massiven der inneren Stadt, aus welchen sie meistens besteht, und die noch drei- bis vierhundert Jahre ausdauern werden, in ihrem alten Traufenrechte verharren?? —

Es war so oft der Fall, daß an feierlichen Tagen Beschlüsse gefaßt wurden, die heilsame Re-

sultate nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Nachwelt, im Gefolge hatten, warum könnte nicht nach dem heutigen Fackelzuge, dessen Feierlichkeit so wesentlich gestört wurde, ein allgemeiner Uebelstand zur Sprache gebracht, erörtert, und wo möglich dessen Abhilfe wenigstens in Anregung gebracht werden! —

Salvo meliori judicio, dem ich mich bescheidentlichst stets als Unterthan zu eigen gebe!

Sonntagsgedanken einer Waschfrau.

(Localscherz für Leipzig.)

Ich bin eine Waschfrau — dies genüge Ihnen; denn es ist mein Stolz. — Sie würden aber sehr irren, wenn Sie glaubten, daß ich mich jemals mit Gewäsche abgegeben habe; denn ich lese keine Zeitungen und bin weder in Familien noch in politischen Cirkeln bekannt. Ich bin ganz Waschfrau und eigentlich eine Philosophin; denn ich

denke: die ganze Welt ist ein Waschhaus, der Eine wäscht, der Andere wird gewaschen. Der Minister wäscht dem Büreauchef, dieser dem Secretair, der Secretair dem Kanzelisten und der Kanzelist wieder dem Kanzeleidiener den Kopf. Es ist dies eine Wäsche von oben herab. — Von unten herauf darf sich Niemand unterstehen zu waschen; denn dann nennt man es in den Hofzeitungen Gewäsch oder ungewaschenes Zeug. Und wie viel in Caffee- und Theegesellschaft gewaschen wird, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, denn dergleichen fällt in Leipzig nicht vor.

Eine Waschfrau ist übrigens eine wichtige Person im Staate, denn während sich die übrige Menschheit Mühe gibt, das Strahlende zu schwärzen, macht eine Waschfrau das Schwarze weiß. Folglich könnte man die Menschheit eintheilen in Waschfrauen und Nicht-Waschfrauen; eine Unterabtheilung wären dann die Waschmänner.

Es ist bei unserm hohen Landtage kürzlich die Klage der Schneider gegen die Schneidermamsellen

vorgekommen, weil sie mit ihnen concurriren und unbefugt ihre Kunst ausüben. Ich meinerseits habe nichts gegen die Schneidermamsellen, denn „wo Alles liebt, kann Carl allein nicht hassen;" wohl aber gegen die Waschbären, denn diese waschen sich ihr Zeug selbst und gehören weder zu einer Innung, noch bezahlen sie Schutzgeld. Ich hoffe, eine hohe und weise Ständeversammlung wird auch gegen die Waschbären einschreiten.

Ich bin übrigens auch Schriftstellerin, denn ich schreibe wöchentlich sehr viele Waschzettel, welche noch dazu das Glück haben, keiner Censur unterworfen zu sein. In der Literatur wird sehr viel gewaschen; man wäscht entweder oder wird gewaschen; auf jeden Fall aber wird man gewaschen, von den Censoren, Recensenten, Lesern u. s. w.

Eigentlich bin ich keine Leipzigerin, denn ich wohne in Gohlis. —

Wenn ich so des Montags Morgens nach der Stadt gehe, so begegne ich in der Regel den Kühen, welche von Pfaffendorf ausgetrieben

werden. Man nennt diese Gegend auch die Leipziger Schweiz, weil mehrere von jenen Kühen aus der Schweiz abstammen sollen. Bei dieser Begegnung denke ich immer: In Leipzig herrscht Eintracht, denn diese Kühe wandeln ganz friedlich zwischen den leipziger Bewohnern, welche zum Concerte im Rosenthale oder nach Möckern hinaus lustwandeln. Da fielen mir oft Schillers Worte aus „der Glocke" ein:

„Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt."

So war es auch an einem schönen Sonntagsmorgen, als ich mit meinem Waschkorbe nach Leipzig ging, und ich rief den Spaziergängern und Kühen zu: „Seid einig, einig, einig!" Ich gerieth mitten unter die Kühe. „Meine Herren!" sagte ich zu ihnen, „machen Sie gefälligst Platz, denn ich habe Eile." —

Eine dieser Kühe blieb vor mir stehen und sah mich auf eine sonderbare Weise an. Schon be-

sorgte ich eine Berührung mit ihrer Kopfzierde, und sagte daher höflich: „Sie sind zwar eine Vache, aber noch lange keine Waschfrau. Ich muß daher bitten. — —"

„Den Gedanken gab Dir ein Gott ein!" versetzte sie mit Pathos.

„Entschuldigen Sie," sagte ich, „machen Sie diesen Morgenspaziergang zum Vergnügen, oder in Geschäften?"

„Keins von Beiden," entgegnete sie, „unser Hausarzt hat uns tägliche Motion vorgeschrieben, und deshalb gehen wir in die Gegend der Funkenburg."

„Auch eine schöne Gegend!" versetzte ich; „aber gestatten Sie mir eine Frage: Haben Sie schon die heutigen Zeitungen gelesen?"

„Nein!" erwiederte sie.

„Das ist sehr Schade, denn ich habe sie auch nicht gelesen; aber ich hätte Ihnen mehr Geschmack für die Literatur zugetraut."

„Ueber Blätter," sagte sie, „kann ich zwar ein

Urtheil abgeben, selbst über Kohlblätter, aber ich enthalte mich dessen."

„Was halten Sie," fuhr ich fort, „von Deutschland?" —

„Deutschland" — versetzte sie nach einer Pause — „ist ein Staat."

„Da haben Sie Recht," entgegnete ich, „darum halten auch die Frauen so viel darauf."

„Wie ist Ihre Ansicht von der hannöverschen Constitution?" fragte ich weiter.

„O ich befinde mich sehr wohl dabei," war die Antwort.

„Und was sagen Sie zu unserer Eisenbahn?"

„Ich habe nie für meine Person in Actien speculirt," entgegnete sie mit ruhigem Ernste.

„O jetzt sehe ich," rief ich, „daß Sie auch studirt haben." — Sie lächelte — es war ein Lächeln, wie durch Thränen. Wir trennten uns an der Ranstädter Brücke, über welche die Kuh mit vieler Vorsicht hinwegschritt.

Ich drückte ihr die Hand und wir versprachen uns wiederzusehen. — Als ich mich umdrehte, ihr

noch einen Scheideblick zuzuwerfen, war sie plötzlich verschwunden; ein Theil der Brücke versank unter ihr geräuschlos wie eine Versenkung des leipziger Theaters. Ich blickte ihr nach und sah, wie tief der Mensch sinken kann. Sie ging „klanglos zum Orkus hinab.“ —

Auf diese Art, verehrte Leser, das sehen Sie ein, werden die interessantesten Bekanntschaften gemacht.

Indem ich zum Schlusse mich Ihrer Kundschaft als Waschfrau empfehle, bitte ich, diese meine Sonntagsgedanken nicht mit jenen „auf dem leipziger Kirchhofe“ zu verwechseln, und meinem Wischi-Waschi Ihre Nachsicht zu schenken.

Druck von E. Polz Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herloßsohn, Karl,

G. Herloßsohn's gesammelte Schriften

Bd.: 15

Leipzig 1839

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1498(14/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091207-9